Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **17 (1935)**

Heft 16

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 18. April 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252; Postcheck VIIIb 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Der soziale Gedanke im Quäkertum
Die verheiratete Lehrerin II
Ein Sonntag bei den Kranken
Die Türkinnen begrüssen den internationalen Stimmrechtskongress
Die türkische Frau von heute
Literarische Beilage

Wochenchronik.

Inland.

Am 15. April ist **Bundesrat Schultheß** ganz vom Amt zurückgetreten. Als Leiter des Volkswirtschaftsdepartementes war er unser eigentlicher Ernährungsminister während der Kriegszeit, in den Krisenjahren nach dem Kriege der Wahrer der Interessen der gefährdeten Industrie und des Handels gegenüber dem Ausland, der Kämpfer für die Altersfürsorge und gegen die Arbeitslosigkeit und die Not der Bauern. Für seine weise, fast übermenschliche 23 Jahre lang geleistete Arbeit dankte ihm der Bundesrat noch formell in einem Abschiedsbankett. Bei der Departementsverteilung erhielt Obrecht das schwere Amt des Volkswirtschaftsdepartements zugewiesen mit Minger als Ersatzmann.

Der Bundesrat befaßte sich im fernern mit den Maßnahmen, die über die bisherige Hilfe hinausgehend, die dauernde **Entlastung überschuldeter Bauernheimwesen** bewirken sollen. Zu den 30 noch nicht ganz beanspruchten Millionen, die der Bund 1932 bis 1936 zur Verfügung stellte, sollen weitere 5 Millionen 18 Jahre lang von ihm als Tilgungsbetrag zur Durchführung der Entschuldungsaktion geleistet werden.

Eine aus Bäckern, Müllern und Wissenschaftlern vom schweiz. Gesundheitsamt einberufene **Brotkonferenz** schlägt angesichts der überhandnehmenden Zahnkaries ein höher gemahlenes Backmehl vor, das in der Mitte zwischen dem Mehl des Weißbrotes und dem des Vollkornbrotes läge.

Um das am 5. Mai zur Abstimmung gelangende **Verkehrsteilungsgesetz** beginnt die Aufklärungsarbeit. Die Bundesbahnen hoffen nach Annahme des Gesetzes mit gewissen Taxen zurückgehen und insbesondere die Wochenendbillette beibehalten zu können. Die Eisenbahner sind nicht mit allen Bestimmungen einverstanden und geben die Stimme frei. Die sozialdemokratische Parteileitung verwirft das Gesetz. Der schweiz. Bauernverband stimmt ihm zu.

Desgleichen beginnt auch die Aufklärung über die **Kriseninitiative.** Die Aktionskomitees für und gegen dasselbe haben sich gebildet. In Zürich fand bereits eine kontradiktorische Versammlung verschiedener Personalverbände statt, an der Dr. Max Weber für und Generaldirektor Schindler-Huber dagegen referierten.

Unsere Auslandspolitik steht vor unerfreulichen Tatsachen. **Deutschlands Antwort** auf den Vorhalt unseres Bundesrates im Falle der Entführung Jacobs ist ganz unbefriedigend. Es wird die Einmischung deutscher amtlicher Organe bestritten. Jacob bleibe weiter in Haft und das gerichtliche Verfahren gegen ihn werde seinen Verlauf nehmen. Die deutsche amtliche Mitschuld aber ist erwiesen. Der Bundesrat ist der Meinung, daß eine weitere Diskussion über das Tatsächliche überflüssig sei und zieht bereits die schiedsgerichtliche Erledigung in Erwägung.

Zum Aufsehen mahnt im weitern besonders die **Betätigung auswärtiger Parteiorganisationen** in der Schweiz. Der Führer und Organisator des deutschen Nationalsozialismus in der Schweiz, Gustloff in Davos, weigerte sich, sogar mit Berufung auf die schweiz. Bundesverfassung, dem Polizeidepartement des Kantons St. Gallen die Namen der auf Hitler vereidigten Personen zu nennen, worauf nun die durchaus nicht harmlose Sache von den eidg. Instanzen untersucht werden wird.

Die Arbeitslosigkeit hat sich zum Glück etwas verringert.

Ausland.

Die **Konferenz von Stresa** ist vorüber. Sie hat nicht gebracht, was die Optimisten erwarteten, verlief aber besser, als die Skeptiker befürchteten. Nicht gebracht hat sie jene „überwältigende Koalition der Abwehr", von der Baldwin kürzlich im englischen Unterhaus sprach. Gerade die Engländer waren es, die sich zu keinen weitern Garantieverpflichtungen für die Sicherung des Friedens auf dem Kontinent bekennen wollten, sei es aus einem mangelnden europäischen Gemeinschaftsgefühl (wie es ihnen vielleicht nicht ganz zu Unrecht vorgeworfen wird), sei es, daß sie damit eine weitere Zuspitzung der Lage gegen Deutschland vermeiden wollten („wir müssen das Friedenstor bis zum allerletzten Augenblick offen lassen", sagte MacDonald in seinem Schlußwort). Andererseits aber haben sie doch auch ausdrücklich ihre volle moralische Solidarität mit den beiden andern Mächten betont und im Schlußprotokoll diese Solidarität nochmals ganz besonders hervorgehoben. England will den andern auch kein Hindernis in den Weg legen, wenigstens ihrerseits die Sicherungs- und Hilfsmaßnahmen durch Sonderabkommen weiter auszubauen, wie sie bereits Frankreich mit Rußland in Aussicht genommen hat, und wie weitere aller Voraussicht nach folgen werden.

Eine Ueberraschung bereitete Deutschland. Hitler, der sich bisher kathegorisch gegen den Beitritt zu einem allgemeinen Ostpakt gewehrt hat und sich nur zu zweiseitigen Nichtangriffsverträgen verstehen wollte, erklärte sich auf einmal bereit, einem solchen allgemeinen Pakt nun beizutreten, sofern dieser keine militärischen Hilfeleistungsbestimmungen enthalte, dies selbst auch dann, wenn die einzelnen Partner unter sich solche Hilfeleistungspakte separat eingehen sollten.

Im Einzelnen hat die Stresa-Konferenz folgendes ergeben: Die Mächte haben ihr vollständiges Einvernehmen erklärt, sich jeder einseitigen, friedengefährdenden Vertragsverletzung zu widersetzen. Das Locarnoabkommen wurde erneut bekräftigt. In Osteuropa sollen die Sicherheitsbestrebungen fortgesetzt werden. Bezüglich der Sicherung von Oesterreichs Unabhängigkeit soll im Mai eine Konferenz der interessierten Staaten nach Rom einberufen werden zwecks Abschlusses eines Abkommens. Die Aufrüstungsbegehren Bulgariens, Ungarns und Oesterreichs sollen ebenfalls dort ausgetragen werden. Die Frage des Luftpaktes wird weiter gefördert. Für die Behandlung der französischen Beschwerde beim Völkerbundsrat wurde eine gemeinsame Richtlinie vereinbart und trotz der Vertrauenserschütterung durch die deutsche Aufrüstung wollen die drei Mächte die Bemühungen um eine internationale Regelung der Rüstungen weiter unterstützen.

Von Stresa reisten die drei Außenminister nach **Genf,** wo nun die **französische Beschwerde** wegen der einseitigen Vertragsauflösung Deutschlands zur Behandlung kommt. Laval hat letzten Dienstag, unterstützt von Simon und Aloisi, eine entsprechende Resolution vor dem Völkerbundsrat vertreten. Diese betont scharf und klar die moralische Grundsätzlichkeit, verurteilt demgemäß die einseitige Aufkündung Deutschlands und empfiehlt das Studium von Maßnahmen zur wirksameren Gestaltung des Völkerbundspaktes und der kollektiven Friedenssicherung. Die deutsche Presse reagiert bereits heftig gegen die unbeschönigende Sprache und auch einzelne Ratsmitglieder tragen Bedenken, das Kind derart klar beim Namen zu nennen, tragen auch Bedenken gegen eine weitere Ausdehnung der Sanktionen. Trotzdem hat der Völkerbundsrat heute morgen die von den drei Stresamächten ausgearbeitete Resolution mit nur einer Stimme Enthaltung (Dänemark) angenommen. Ueber Deutschland geht deshalb ein Entrüstungssturm.

Zu Ostern.

Tausch.

Lies Röm. 1, 18—32 und 2. Kor. 5, 17—21.

Das Elend des Menschen ist die Manie des Tauschens. Ständig vertauschen wir die Dinge und richten damit eine Unordnung an: was in die Mitte gehörte, schieben wir an den Rand unseres Weltbildes, was untergeordnet sein sollte, stellen wir obenan. Vergängliches nehmen wir für ewig und Geschaffenes für göttlich. Wie viel solche willkürliche Verwechslungen begehen wir tagtäglich! Von den törichtesten Dingen heißt es oft: „ohne das könnte ich nicht leben!" und von den dürftigsten Freuden: „das ist mein ganzer Halt!" Oder einer sagt: „mein Heim ist meine Welt!" oder „mein alles" ... und was dergleichen Uebertreibungen mehr sind.

Es hört sich an wie eine harmlose Spielerei. Aber in Wahrheit ist das lauter Abgötterei. Wir verwandeln die Herrlichkeit des Höchsten, den „kein Mensch je gesehen hat", in allerlei Bildhaftes und Greifbares. Einmal ins Verwechseln und Vertauschen geraten, verfallen wir ihm aber schon ganz. Wir stehen heut mit Grauen in einer Welt von Verwirrung und Verkennung, die infolge der ersten Urverwechslung von Schöpfer und Geschöpf so gekommen ist. Es dreht sich alles im unübersehbaren Wechselspiel: das Verhältnis der Geschlechter zu einander ist weithin gestört, die Stellung von Eltern und Kindern ebenso (es kann heute unwidersprochen behauptet werden „der Elternstand ist aufgehoben"; tatsächlich befehlen ja im ganzen die Kinder, und die Eltern sind es, die ängstlich gehorchen). Aehnlich sind die Störungen aller Dienstverhältnisse zwischen Menschen.

An der heimlichen Unruhe, die uns alle überwudet und dauernd angreift, kommt es heraus. Das Tauschen ist ein Täuschen. Es ist ein Selbstbetrug. Und nun verfolgt uns ständig die Furcht vor der Ent-Täuschung! Woher dringt die heftige Gereiztheit in deine vier Wände, — aus welchen Mauerlöchern? Zu welchem Fenster herein steigt die Gehässigkeit, die bei dir in der Luft liegt? — Sind dahinter nicht enttäuschte Verwechslungen? — daß es plötzlich herauskommt: .... nein, die Ehe kann mir den Himmel auf Erden nicht geben! — nein, mein Kind will nicht mein Abgott sein, kann es nicht! — der Beruf wird mich nicht verzehren, wie ich es leidenschaftlich gern wollte! Alle solche Ueberhoffnungen quälen den, der sich ihnen ergibt.

Aber wir sind „dahingegeben", um einen biblischen Ausdruck zu brauchen. „Dahingegeben" — „in unserer Herzen Gelüste" ... „in schändliche Lüste" ... „in verkehrten Sinn". Wir müssen gestehen, daß kein Mensch mehr draus kommt. Wer kann noch merken, wie oft er sich irrt? — Wer gibt sich noch Rechenschaft darüber, wie vielmal er sich einer Verwechslung hingibt? — Im tiefsten Grund paßt uns der Tauschhandel und wir gefallen uns wohl darin.

Das, was die kommenden Festtage feiern, schildert nun ein biblisches Wort eigentümlicherweise auch mit dem Ausdruck „Tausch". Es sei uns heut gewährt, diesem Ausdruck nachzuspüren und daran zu erfühlen, was die Tragweite des Geschehens dieser Woche vor Ostern und des Ostertages selber ist.

„Gott hat den, der von keiner Sünde wußte,
für uns zur Sünde gemacht,
auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit,
die vor Gott gilt."

Ein Tausch geschah hier! Die deutsche Uebersetzung läßt den ursprünglichen Klang nicht mehr hindurchtönen, wenn sie an dieser Stelle das Wort Versöhnung braucht. Eigentlich erhellt aus dem Urtext die Bedeutung von Vertauschung.

In Christus hat Gott zu unserm Heil einen Tausch vollzogen. Wir empfangen Gerechtigkeit gegen Sünde; das Wohlgefallen Gottes ruht auf uns, dagegen auf Christus fällt Gottes Zorn. Wir sind freigesprochen, er dagegen als Verbrecher verurteilt, als Gotteslästerer verfemt. Christus läßt sich verwechseln mit den Uebeltätern. Er tritt an die Stelle hin, wo der Fluch darüber gilt und läßt sich verfluchen. Er geht ans Kreuz und „stirbt, daß ich nicht sterbe". Er ruft „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — und wir bekennen in ihm „Gott mit uns!" Immanuel, das ist sein Name. In seinem Namen überleuchtet uns Helle und Freiheit und letzte endgültige Beruhigung: Gott kümmert sich um dich.

Das alles ist geschehen ... „hominibus confusis" ... bei der Verwirrung der Menschen, oder besser „trotz" der Verwirrung der Menschen. Es gibt daher nichts anderes, als inmitten der herrschenden verkehrten Welt, und selber geneigt zum spielerischen Täuschen, am Christus-Tausch festzuhalten mit ganzer Seele. Dieser muß uns zur einzigen „raison d'être" werden: „Du, du bist meine Zuversicht alleine, sonst weiß ich keine." Alle Hoffnung geht von da aus. Daß wir uns und andere Menschen nicht verloren geben, gibt es nur darum, „weil Christus für uns gestorben ist". Und was irgend wir tun, tun wir einfach in seinem Namen, d. h. wegen ihm und durch ihn.

Das verleidet uns die verborgene Lust am Wechselspiel des Lebens! — Wir bitten, daß wir doch aus den unseligen Verwechslungen gelöst werden und daß doch unsere verzerrten Begierden klar werden, und wir empfangen Erhörung. Wir bitten täglich so (diese Bitte lautet einfach „Dein Reich komme, dein Wille geschehe"), denn unsere Sinne und unser Trachten gelüstet zu stark immer wieder nach dem andern! ... Aber dieser Ruf richtet sich ja dahin, wo man seine Gedanken nie umsonst hinträgt. Dieser Ruf ist, — und wäre er nur ein Stoßseufzer, — immer erhört.

Ei so faß, o Christenherz
alle deine Schmerzen,
wirf sie fröhlich hinterwärts,
laß des Trostes Kerzen
dich erleuchten mehr und mehr;
gib dem großen Namen
deines Gottes Preis und Ehr!
Er wird helfen. Amen!

Marie Speiser.

Masaryk über die Frauen.

„Die Frauen sind besser als die Männer, sie sind reiner und anständiger. — Ich stelle die Ursache der Scheidungen fest, soweit ich die Möglichkeit habe, und sehe, daß die Schuld fast immer am Mann ist; und wenn auch manchmal die Frau die Schuldige ist, auch dann liegt es an den Männern, was sie aus den Frauen gemacht haben. Ich lese Frauenromane, es ist mehr Erleben und Weisheit darin, ich warte, daß uns Frauen einmal den wirklichen Zeitroman schenken."

Primavera.

Wir haben in unserm Lande nicht nur den Frühling, sondern auch die Primavera, zwei Aspekte einer selben Schönheit; wir haben die Grenzscheide, auf der sich der Frühling in die Primavera wandelt.

Frühling, das heißt für uns beglückende Bewegung der Natur, Wechsel, Ueberraschung, Kampf, in dem Kraft und Licht Sieger sind. Klarer Morgen, aus frostiger Frühe erstehend, warmer Mittag, der die Knospen aus den Schossen treibt und feuchtfrischer Abend, dessen Stimme der schmelzende Ruf der Amsel ist, an Kühlung und Sommerschatten gemahnend.

Frühling spiegelt uns weites Grün vor, getupft mit zartgefärbten Blumen und von klaren, eisenden Bächen durchglitzert. Die Blumen sitzen nah am Boden, die kleinen Stengel hatten nicht Zeit, hoch zu wachsen, als sie die Frühlingssonne zu kurzem Dasein aus der braunen Erde lockte.

Ueber ihnen sprießt der Blust, heute im Sonnenlicht grüne und weiße Blätter treibend, morgen tropfend und zitternd im Regen und Wind. Heute noch sahen wir lichtes Baumgrün überall vor dem blauen Frühlingshimmel, und morgen mag sich das Geäder der Aeste braun vor grauvernebelter Ferne abzeichnen. Das ist Frühling. Und Frühling ist der stiebende, laue Regen, der über nacht die Zweige tränkt, daß in der Morgensonne sich Blüten öffnen und junges Blatt entrollt. Und ein paar Tage weißer Vollblust unter hellem Himmel und segelnden Windwolken — Zitronenfalter und Bienen, und die ersten Hummeln um die Bäume her — bis ein Regen die Blüten entblättert oder ein erster Gewitterwind sie davonwirbelt, das ist Frühling. Zart sind noch die Blumendüfte, und kräftiger ist der Würzhauch der feuchten Scholle und der Harzduft im erwachten Tannenwald. Dieser Erdruch dringt zu uns wie die Atmung des Frühlings selbst.

Er ist nicht der Hauch der Primavera. Unterm wärmeren Himmelsstrich verdunstet rasch die Feuchtigkeit der Frühlingserde. Sommerfeuer lodern da und dort schon im jungen Holz, während am heißen Gemäuer sich die grünblau schillernden Eidechsen sonnen. Die Natur ist rasch und fast kampflos in ihren neuen Zustand hineingewachsen, auf den sie den Winter über nur zu warten schien. Ueber dem Teppich der kleinen Frühlingsblumen blühen die breiten Sträuße der Sträucher. Ueppig wickeln sich die großen Magnolien aus, hundertblumig das Geäst überwuchernd, rot glühen die Kamelien im fettgrünen Busch, Mimosen duften berauschend und Goldregen funkelt von schwerhängenden Zweigen. Schmetterlinge in dunklen, glühenden Farben taumeln schon sommerlich über staubigem Weg, und der Schatten der Kastanien liegt jeden Tag breiter auf Bänken und Quadern. Die Obstbäume blühen alle und überall. An weißen Mauern und zwischen braunen Rebstecken strecken die Pfirsichbäumchen rosiges Blütengezweig empor, Birnenäste sind um und um mit weißen Büscheln besteckt, Aprikosenstämmchen recken das Blütenhaupt in engen Gartenritzen und vor verkalktem Gemäuer auf; sie scheinen verschwendet zu sein in jedes bißchen Erde zwischen dem Stein, jenem sonnbebrüteten, flimmernd grauen oder gelben Stein, der in Tal und Höhen heil die Siedlung bezeichnet. Hingehäufelt schimmert er da und dort zwischen dem zarten Blaugrünblau, der Bergschatten, der Wiesen und Seen. Hier ist es nicht die fette grüne Wiese, in den Blustwochen vom Hauch der Obstbäume überschimmert, die das Landschaftsbild beherrscht. Der Rebberg mit seinem braunen Weinstockgeäder, das sich laubenartig über die Hügelterrassen zieht, gibt den graubraunen Unterton, über dem Blüten und zartes, Baumgrün ihre Schleier weben. Im Pastellbild der Primavera ist alle Buntheit überhaucht vom köstlichen Fernblau einer lichten südlichen Luft. Sie gibt ihm Beständigkeit, sie faßt es zusammen ins Bleibende und Eine. Und solcherweise unterscheidet es sich von der wechselvollen, der durchstürmten Erscheinung des Frühlings.

R. Wst.

Florenz auf der Durchreise.

Von Cécile Lauber.

Kaum sind wir eingetroffen und schon hat Florenz uns mit eisernem Handschuh angefaßt, der Gegenwart entboten und in die Zeit der Renaissance zurückgestellt.

Ein schwebender Gesang, steht Santa Maria Novella am Eingang lärmbewegter Straßen, die heute noch den aufrührerischen Geist Savonarolas zu atmen scheinen. Letzter, rosafarbener Sonnenhauch kränzt die kleinerne Stirne des Domes, aber die Pforte der Seligkeiten am Baptisterium gegenüber ist längst in Dämmerung gehüllt. Der Gedanke drängt sich auf, es möchte Mussolini auch hier ausführen, was er mit dem kleinen Palazzo Venezia in Rom getan hat: Das Taufgebäude Steinchen für Steinchen abtragen und an der Ostseite der Santa Maria del Fiore wieder aufstellen lassen, um auf diese Weise die ganz verschüttete Stirnseite des herrlichen Domes freizulegen.

Wiederum erliege ich gänzlich der Poesie dieses Ortes, den meine Mutter mir im schwebenden Mondlicht zum erstenmal gezeigt hat, als ich ein fünfzehnjähriges Mädchen war, und den ich seither oft und oft aufgesucht habe. Aber ich hatte den Dom schwarzweiß in Erinnerung getragen; jedoch, er ist ja wunderbar bekleidet mit grünen und korallenroten Marmoreinlagen. Neben meine Augen erst jetzt farbig zu sehen gelernt?

Loggia del Bigallo öffnet mit ziervoller Anmut den Weg zur Piazza della Signoria. Man fühlt ein leises Atemstocken beim Anblick des Vecchio, als greife eine Hand nach uns. Wie konnten Menschen harmlos atmen zu einer Zeit, da Pracht und Willkür Quadern übereinandertürmten von dieser Wucht und diesem Ausmaß. An seine Wände schrie Savonarola hetzende Brandworte aus dem Rauch des Scheiterhaufens und eine leidenschaftdurchbebte Menge lauschte ihm.

Wir fliehen aufgewühlt zum Platz der Santa Croce, den Dantes Gestalt mit Ruhe durchschreitet. Es ist zu spät, um in die herrlichste aller Kirchen noch einzutreten. Dante weist uns nach dem Lungarno, den terracottafarbenes Rosenlicht verklärt.

Ponte Vecchio ist mit Lärm und Gewühle gefüllt; und Via Tornabuoni öffnet sich etwas weiter unten und ist trotz der vielen Lichter von riesigen Schattenblöcken wie von Ungeheuern der Unterwelt belagert und umstellt. Wir suchen jetzt die: Buca Lapi, die uns empfohlene Gaststätte.

Lärmender Verkehr wird zurückgelassen; der unerbittlichste aller Palazzi, der Strozzi, ist von uns überholt worden. Kein Mensch geht mehr an unserer Seite. Es ist plötzlich lichtlos, geheimnisvoll und fast unheimlich geworden. Haben wir uns verlaufen?

Ein Gäßchen tut sich auf; schluchtartiger Einschnitt zwischen Schattentürmen. Wir bücken uns nach dem Lichtfleck, der aus der Oeffnung einer Kellerluke sickert. Da unten stehn weißgedeckte Tische in niedrigem Gewölbe, dessen Decke ausgepolstert und verklebt

Der soziale Gedanke im Quäkertum.

Die „Religiöse Gesellschaft der Freunde", wie die offizielle Bezeichnung der Quäker lautet, hat nie zu den großen kirchlichen Organisationen gehört. Auch heute zählt sie insgesamt nur gegen 130,000 Mitglieder (die meisten davon in England und seinen Kolonien und vor allem in Amerika, nur ganz wenige auf dem europäischen Festland). Und doch, wieviel hat diese zahlenmäßig gewiß unscheinbare, aber durch die Kraft eines großen Glaubens verbundene und von ihm getragene Gemeinschaft für die Ausbreitung des sozialen Gedankens in der Welt geleistet, wieviel zu seiner Verwirklichung beigetragen!

Dienst am Nächsten, — das ist kennzeichnend für das Wirken des Quäkertums, von seinen ersten Anfängen an. Damals, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als sein Begründer, George Fox, — der letzte große Reformator des englischen Revolutionszeitalters, — den nach wahrhafter Erneuerung der Kirche dürstenden Seelen seine Botschaft vom „Inneren Licht" brachte, verband sich „Glaube und praktische Bewährung des Glaubens" im Quäkertum bereits zu unauflösbarer Einheit. Von Anfang an fühlte es sich gedrängt, die Kraft, die ihm aus tiefster religiöser Quelle zuströmt, unmittelbar in's praktische Leben hinausdirken zu lassen, und dort das Evangelium verwirklichen zu helfen. So hat ihr Glaube die „Freunde" im Laufe ihrer bald 300jährigen Geschichte immer wieder zu Pionieren des sozialen Gedankens gemacht.

Die unmittelbarste Aufgabe auf dem Feld der Nächstenliebe ergab sich aus der unmittelbaren Sorge für die Armen, Kranken, Verlassenen und Bedrängten, die in den eigenen Reihen anfänglich in großer Zahl vorhanden waren, zumal die junge Quäkergemeinde in den ersten Jahrzehnten schweren Verfolgungen ausgesetzt war und damals tausende ihrer Mitglieder um des Glaubens willen grausame Kerkerstrafen zu erleiden hatten. — Uebrigens befolgten die „Freunde" in ihrer Armenpflege damals schon Grundsätze, die in der modernen Wohlfahrtspflege erst vor kurzem zu allgemeinerer Geltung gelangt sind: so hielten sie auf eingehende Ermittelung und individuelle Betreuung jedes einzelnen Falles, bemühten sich, den Armen womöglich wieder auf eigene Füße zu stellen, — durch berufliche Ausbildung, Arbeitsbeschaffung, Anleitung zu richtiger Haushaltführung etc., — zogen seine Angehörigen zu seinen Gunsten heran und nahmen auch sonst auf seine Familienverhältnisse Rücksicht. Wie im Gottesdienst und bei allen anderen Gemeindeaufgaben wirkten auch in der Armenpflege der „Freunde" die Frauen von allem Anfang an gleichberechtigt mit, und vielleicht ist es diesem Umstand mitzuzuschreiben, daß ihre Armenpflege sich seit jeher durch ihren besonders fürsorglichen Charakter ausgezeichnet hat. Sie war aber auch erfolgreich, denn in kurzem hatten die „Freunde" erreicht, daß keines ihrer Mitglieder mehr öffentliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen brauchte, und mit steigendem Wohlstand konnten sie später ihre Hilfe immer weiter über den Kreis der eigenen Gemeinden ausdehnen.

Das großartigste Beispiel ihrer Fürsorge für Außenstehende ist noch frisch im Gedächtnis unserer Zeit: jener sogenannte „Friedensfeldzug in und nach dem Weltkrieg", jenes ausgedehnte und vielseitige Hilfswerk, das die Quäker damals nicht nur im eigenen Land, — zugunsten der dort befindlichen „feindlichen Ausländer", — sondern vor allem auf dem Kontinent durchführten. Hunderte und hunderte englische und amerikanische Quäker und Quäkerinnen gingen damals ohne Zögern nach Frankreich und Belgien, Deutschland und Oesterreich, nach Rußland und auf den Balkan und in andere fremde Länder, um dort jahrelang, zum Teil unter schwierigsten und gefährlichsten äußeren Verhältnissen, für fremde Menschen, — sogar für „Feinde" zu sorgen, — Hungernde zu speisen, Flüchtlingstransporte zu begleiten, Kranke zu pflegen, Arme zu unterstützen, Obdachlosen beim Aufbau zerstörter Heimstätten beizustehen und dabei in allen, denen sie hilfreich nahe kamen, die Ueberzeugung zu wecken und zu stärken, daß der Geist brüderlicher Gesinnung doch noch in der Welt vorhanden sei. — Diese Sendboten der Nächstenliebe hätten ihre Aufgabe aber wohl kaum so rasch und sicher anpacken, so taktvoll und umsichtig vollbringen können, wenn ihnen nicht ihr Quäkertum das Rüstzeug dazu mitgegeben hätte: seine bewährte Tradition in der Kunst des Helfens, die praktische Uebung, die es dem einzelnen Mitglied im Dienst der Gemeinde vermittelt, und die persönliche Haltung, vor allem die Schlichtheit, Anspruchslosigkeit und Verträglichkeit, die seit jeher zum Lebensstil der „Freunde" gehört.

Im Gefühl der Verantwortung für alles, was Menschenantlitz trägt, hat sich der Blick der Quäker auch frühzeitig für soziale Unbill jeglicher Art geschärft. So haben sie seinerzeit zuerst von allen kirchlichen Organisationen ihre Stimme gegen die Negersklaverei in Amerika und gegen den Sklavenhandel erhoben. Es ist daher, nebenbei bemerkt, auch kein Zufall, daß es gerade eine Quäkeransiedelung ist, wo, nach der bekannten Erzählung in „Onkel Toms Hütte", entlaufene Sklaven gastfreundliche Aufnahme und Schutz vor ihren Peinigern finden, — denn die Vordersten im Kampf gegen die Sklaverei waren „Freunde", aufgerufen von einem amerikanischen Quäker, John Woolman, einem einfachen Wanderprediger von ergreifender Zartheit des Gewissens und vorbildlicher Schlichtheit der Lebensführung. Der unermüdlichen Mitarbeit der Quäker war es auch zu danken, daß der Kampf gegen die Sklaverei, zu dem sie sich mit immer breiteren Kreisen zusammenfanden, nach jahrzehntelangem Ringen erfolgreich endete. — Ebenso haben sie sich schon früh mit dem jammervollen Los der Strafgefangenen beschäftigt, das sie in den Zeiten der Verfolgung des Quäkertums ja aus eigenster, persönlichster Erfahrung nur zu gut kennen gelernt hatten. Es war der Quäker William Penn, der Gründer von Pennsylvanien, — jener Kolonie in der Neuen Welt, deren Verfassung zuerst mit dem Grundsatz der persönlichen Freiheit, einschließlich der Religionsfreiheit, Ernst machte. — der auch zuerst den Erziehungsgedanken im Strafvollzug zu verwirklichen begann. Und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es eine Quäkerin, Elizabeth Fry, die das Londoner Frauengefängnis aus einer Stätte wüster Verwahrlosung in ein Haus der Ordnung und Arbeitsamkeit umwandelte und damit das Signal für die Gefängnisreform gab, nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent. Auf ihren Reisen kam sie übrigens auch in die Schweiz, und es lassen sich hier noch unmittelbare Spuren ihres Wirkens nachweisen, — so wurde der heute noch bestehende Verein für weibliche Schutzaufsicht in Zürich im Jahre 1839 auf ihre persönliche Anregung gegründet. —

Ebenso waren es Pflantzen aus dem Kreise der „Freunde", die schon frühzeitig für menschenwürdige Behandlung von Geisteskranken eintraten, der Temperenzbewegung voranginngen, sich um die Versorgung der breiten Massen mit preiswerten Lebensmitteln bemühten, dem Volksschulgedanken und dem Gedanken der Erwachsenenbildung den Weg bahnten. Kaum eine große Reformbewegung, bei der die „Freunde" nicht beteiligt gewesen wären. Als Industrieunternehmer haben sie sich meist in besonderer Weise um ihre Arbeiter angenommen und vorbildliche Wohlfahrtseinrichtungen, — erwähnt sei beispielsweise die bekannte Gartenstadt Bournville der Cadbury-Werke, — geschaffen.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die „Freunde" aber nicht mehr damit begnügt, für die Beseitigung von Einzelschäden des sozialen Lebens zu wirken, sondern sie haben ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr der sozialen Ordnung selbst zugewandt. Damit haben sie einen Faden wieder aufgenommen, der bis in die Zeiten des frühen Quäkertums zurückreicht, vor allem zu John Bellers, einem Sozialpolitiker von außerordentlichem und längst noch nicht ausgeschöpftem Ideenreichtum. — In den Mängeln und Fehlern der heutigen Gesellschaftsordnung erblicken die „Freunde" den Keim zu zahllosen Schwierigkeiten und Reibungen zwischen den einzelnen Menschen, wie zwischen den Völkern, und damit eine ständige Gefahr für den Frieden. Demgegenüber streben sie nach einer „wahren sozialen Ordnung", deren „Grundlagen" ihnen deutlich vor Augen stehen. Die Richtlinien hierzu, die die Jahresversammlung der „Freunde", — ihre oberste kirchliche Stelle, — im Jahre 1918 angenommen hat, gehen aus von der Bruderschaft aller Menschen. Daher sollte „jedem Gliede der Gemeinschaft ... die Möglichkeit voller körperlicher, sittlicher und geistiger Entwicklung gesichert werden," die „weder durch ungerechte Lebensbedingungen gehemmt, noch durch wirtschaftlichen Druck niedergehalten noch vernichtet werden" dürfe. Notwendig hierfür sei eine Lebensform, „die uns von der Abhängigkeit von materiellen Dingen und bloßem Herkommen befreit, die keine Schranke zwischen Mensch und Mensch aufrichtet und niemandem eine übermäßige Arbeitslast wegen unseres Verlangens nach überflüssigen Dingen aufbürdet... Wechselseitiger Dienst, ... nicht persönlicher Vorteil, sollte der Beweggrund aller Arbeit sein... Nicht durch Widerstreit, sondern durch gemeinsame Arbeit und guten Willen" sei das Bestmögliche für den Einzelnen wie für die Gesamtheit erreichbar.

Diese Richtlinien sind also kein Programm im landläufigen Sinn, das mit fertigen Rezepten die kranke Welt auf einen Schlag kurieren zu können vorgibt, aber sie enthalten die Grundlage, auf der sich ein Programm entwickeln könnte, — das Programm einer Welt der Gerechtigkeit und des Friedens. Wenn jemand berufen ist, am Aufbau einer solchen Welt mitzuwirken, so sind es die Quäker; und daß sie das einmal erkannte Ziel nicht mehr aus den Augen verlieren, daß sie, — so unwahrscheinlich es heute auch scheinen mag, es je zu erreichen, — mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit und Unerschrockenheit dafür weiter arbeiten werden, dafür bürgt ihre ganze bisherige Geschichte. Der soziale Gedanke hat keine treueren Verfechter.

Dr. Elsbeth Georgi.

Die verheiratete Lehrerin.

II.

Die verwitwete und geschiedene Lehrerin.

Von den 23 Witwen, die sich an der Umfrage beteiligt haben, haben 18 zu erkennen gegeben, daß sie schon zu einer Zeit Witwe geworden sind, in der die Kinder noch unmündig und nicht beruflich ausgebildet waren. Um von der Größe der an sie gestellten Anforderungen auch hier anhand einiger Beispiele Anhaltspunkte zu geben:

Lehrerin A, Witwe eines Landwirtes, erklärt, daß sie den vollen Lohn benötige, um das nahezu 100prozentig verschuldete Heimwesen ihres verstorbenen Mannes im Interesse ihrer vier unmündigen Kinder über Wasser halten zu können.

Lehrerin B, verwitwet, hat für vier unmündige Kinder im Alter von 7 bis 13 Jahren zu sorgen.

Lehrerin C ist seit fünf Jahren Witwe. Der Mann, lange an Tuberkulose krank, betrieb bis zuletzt ein Geschäft, das sie gleich nach dessen Tode mit großem Verlust infolge der Krise und zu hohem Ankauf verkaufen mußte. Seither hat sie mit ihrem Einkommen größtenteils die dadurch und durch hohe Arztkosten entstandenen Schulden abzutragen.

Lehrerin D, verwitwet, hat ebenfalls für den Unterhalt von vier Kindern im Alter von 10—15 Jahren aufzukommen. Uff.

Zwei der hier angegebenen Witwen geben an, ihre Berufsarbeit bei Verheiratung aufgegeben und diese erst nach dem Tode des Mannes wieder aufgenommen zu haben, wobei ihnen als dauernder wirtschaftlicher Nachteil, wegen Ueberschreitung der obersten Altersgrenze, der Ausschluß aus der Pensionskasse bleibt. Wie viele Lehrerinnen den noch größeren Schaden zu tragen haben, indem sie beim Verlust des Ernährers ihre Berufsarbeit zwar wohl wieder aufnehmen möchten, doch wegen der langjährigen Unterbrechung keinen Posten als Lehrerin mehr finden können, darüber gibt uns eine Umfrage, die sich an Lehrerinnen wendet, natürlich keine Auskunft. So manche verheiratete Frauen indessen haben es schon bereuen müssen, wegen zu optimistischer Beurteilung der wirtschaftlichen Lage ihres Mannes, seiner Leistungsfähigkeit und seiner geschäftlichen Chancen, ihre Berufsarbeit frühzeitig aufgegeben zu haben. Soll daraus eine Regel werden, indem durch Gesetz der verheirateten Lehrerin das Verbleiben im Amte grundsätzlich erschwert oder gar allgemein verboten wird?

Abschließend

fragt Dr. Marg. Gagg, deren Arbeit wir diese Ausführungen fast ausschließlich entnehmen: Welche Forderungen lassen sich aus der Umfrage des kantonalbernischen Lehrerinnenvereins ziehen? Sind Schlüsse auf die Gesamtheit der im Kanton Bern im öffentlichen Schuldienst stehenden Lehrerinnen, auf die berufstätigen Frauen ganz allgemein berechtigt? Das ist die große Frage, die sich letzten Endes für jede repräsentative Erhebung stellt. Denn die Umfrage wurde nicht von der Gesamtheit, sondern von der Hälfte der Lehrerinnen beantwortet. Auch läßt sich der Gedanke nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß sich vielleicht diejenigen Lehrerinnen stärker an der Umfrage beteiligt haben, die Unterstützungsleistungen ausrichten. Wenigstens könnte der Umstand, daß die welschen Kolleginnen überraschend viel Verständnis für die Erhebung gezeigt haben und besonders auch verheiratete Frauen das Bedürfnis hatten, zu erkennen zu geben, wie notwendig sie auf den Verdienst angewiesen sind, dahin gedeutet werden. Immerhin bewiesen ist damit eine einseitige Auslese noch keineswegs. Die Möglichkeit, daß im Gegenteil sich gerade vorwiegend solche Lehrerinnen an der Umfrage beteiligt haben, die keine oder dann nur geringe Unterstützungen leisten, ist ebenso groß.

Welche der beiden Auslesetendenzen sich geltend gemacht hat, wird objektiv kaum zu beantworten sein. Doch ist eine Entscheidung darüber auch gar nicht so wichtig. Denn selbst dann, wenn man annehmen wollte, daß diejenigen Lehrerinnen, die Unterstützungen ausrichten, sich eher veranlaßt gesehen haben, die Fragebogen zu beantworten, ist der Wert der Umfrage nicht minder groß. Schließlich kommt es gar nicht so sehr darauf an, nun zu wissen, ob das durch die Umfrage festgestellte Verhältnis von unterstützenden zu nichtunterstützenden Lehrerinnen in gleicher Weise auch auf die andere, an der Erhebung nicht beteiligte Hälfte der Lehrerinnen übertragen werden darf. Entscheidend ist vielmehr dies: dank der Umfrage des Bernischen Lehrerinnenvereins festgestellt zu haben, daß überhaupt unter den Lehrerinnen als Angehörige einer bessergestellten Schicht berufstätiger Frauen eine große Zahl solcher sind, die mit ihrem Verdienst Familienangehörige, ja ganze Familien in einer Weise unterstützen, daß erst dadurch die Voraussetzung für eine gesicherte Existenz geschaffen ist.

Im Spiegel des Alltags

„Ein Sonntag bei den Kranken" nennt die Einsenderin ihren Bericht, er erzählt uns aber von Sonntag und Alltag derer, die durch ihre Krankheit in ganz besonderer Weise aufgerufen sind „Helden des Alltags" zu sein.

Leysin, hat für all die Kranken, die dort einmal Erholung und Gesundheit gesucht, und für ihre Angehörigen den gleich schweren Klang wie das Wort Davos. Während in Davos Lungenkranke Erholung suchen, sehen wir in Leysin hauptsächlich Patienten mit Knochentuberkulose.

Mit schwerem Herzen sitze ich in der kleinen Bergbahn, die mich von Aigle in die Höhe bringt. Erst nach beinahe einstündiger Fahrt gewahrt das Auge plötzlich diesen Höhenkurort, zeigt sich das typische Bild all der Sanatorien und Heilstätten.

Drunten im Tal machen die ersten Frühlingszeichen sich geltend, hier oben aber liegt noch eine dicke Schicht Schnee. Ich bahne mir durch das Schneegestöber den Weg zur Klinik.

Es ist noch früh im Vormittag. Meine kleine Schwester hat zu dieser Zeit wohl noch keinen Besuch erwartet, und so haben ihre Augen denn freudig überrascht geglänzt, als ich unerwartet ins Krankenzimmer gekommen bin. Auch ich war überrascht. Das also war Irma. Schon beinahe ein halbes Jahr hat sie die Bettstadt nicht verlassen. Beständig muß sie auf dieser harten Matratze liegen, und sieht nur so viel von der Welt draußen, als es die Aussicht vom Zimmer aus erlaubt. Und das ist wenig genug. Nun aber schaut sie so blühend aus, und so zufrieden. Was ist vorgegangen mit diesem Menschenkind, das sich am Anfang doch so schwer an dieses Stilleliegen gewöhnen konnte? Aber, ich habe es erfahren, ich merkte es bald. Die es Frohgemute in Ausdruck und Wesen beobachte ich ja nicht nur allein bei meiner kleinen Schwester. Auch ihre Zimmergenossinnen und all die andern, die ich an diesem Tag noch gesehen habe, zeigten fast ausnahmslos frohe zufriedene Mienen. Demnach muß es also gar nicht so traurig sein, hier krank zu liegen. Tag für Tag, Woche um Woche, ja einzelne rechneten schon mit Jahren. Aber, ich bin auf ihr Geheimnis gekommen, und teilweise haben es mir die Kranken erzählt.

Da ist der Anfang der Krankheit. Das Kommen in die Klinik, das Losgerissenwerden aus Arbeit und Familie. Das alles ist hart, schwer, drückt unsäglich. Dann aber, wenn man einmal da ist, sieht man plötzlich, daß man nicht allein ist, viel Leid und Not der Mitkranken tritt einem vor Augen, und das eigene Leid kommt in den Hintergrund. Allmählich sieht man auch noch das Wenige, das geblieben, und man begnügt sich damit, gibt sich zufrieden.

Ich sehe, wie andere den Vormittag verbringen: Ein nettes junges Mädchen ist da. Vor Jahren hat sie geträumt, daß sie als Krankenschwester in die Missionsarbeit gehen möchte. Nun aber hat sie nur noch den einen Wunsch, wieder einmal laufen, gehen zu können. Sie ist die Aelteste von den vieren im Zimmer und betreut mütterlich die jüngern. Im Bett nebenan

---

ist mit Plakatbildern. Es wird gekocht, geschrien und gelärmt; wir sind am Ort.

Wir ducken uns in die Luke hinein und steigen eine schmale Leitertreppe hinunter am Koch vorbei, der in halber Höhe, in eine Wandnische eingezwängt, hinter kupfernen Pfannen und Kesseln hervorlacht. Und diesseits der Leiter hängen rohe Fleischstücke; darunter stehen ein Berg von Butter, eine Wage, Mehl und Salz.

Acht einhalb Uhr. Es sind noch wenig Gäste da. Wir haben die Wahl, der Tische, dem Eingang gegenüber, der jetzt oben an der Decke hängt, mit freiem Ueberblick über das vordere Gewölbe, an das sich ein zweites, hinteres anschließt.

Ein Tisch in der Mitte bedeutet die Vorratskammer. Er steht beladen mit Artischocken, Salat, Spargeln. Die roten Scheren eines Hummers greifen heraus.

An der niedrigen Decke schaukeln Lampen in Form von Laternen; die grellen Bilder laufen wild durcheinander.

Durch den Ring eines schreiendroten R stürzt ein Mädchen in blauem Badeanzug kopfüber ins Meer: Rimini!

Auf weißem Raben reitet eine wilde Bacchantin, mit nichts als roten Strümpfen bekleidet, roter Haarschopf über schreiendem Gesicht, in jeder hochgestreckten Hand eine Flasche: Cora!

Daneben steigt süßlächelnd aus einem Blumenkelch die Fee des: Marsala Florio.

Adler auf Schreibmaschine kündet krächzend 46 Tasten und 92 Schriftzeichen an und hinter ihm, sich überbietend in Zähnefletschen, Weib und Tiger, Auge in Auge, als Reklame für eine Zahnpasta.

Ganz an der Wand, griesgrämig grün, winkt eine Dame vom Titisee, verschossene weiße Krokusse reden von St. Moritz.

An einem weitern Tisch in der Mitte des Gewölbes, hinter einem riesigen Buch, in dem er eine Art von Register zu führen scheint, sitzt ein Mann mit großem weißem gequältem Gesicht, das über hoch gewölbtem Stirnbogen in den dünnbesetzten Schädel hinaufsteigt. Es sieht so aus, als würde es unter größter Anstrengung einen riesigen Schmerz verbeißen. Nun steht der Mann auf — nein, wächst vom Stuhl lang empor, kein Mensch, ein geweinigtes Gespenst, aus Dantes Unterwelt, furchterregend, geisterhaft. Er kommt auf uns zu, zieht den linken Fuß etwas nach, öffnet den großen Mund zu einem verzerrten Lachen. Dabei überhaucht sich das Gesicht: die Augen färben sich rötlich, als habe geheimer Feuerschein aus dem Munde aufgeloht. Das Lachen zerbricht lautlos, der Mund geht wieder zu, das Gesicht wird wie aus Stein. Es ist der Wirt. Er gibt unsere Worte flüsternd als Befehle an die Kellner weiter, die davonhetzen in tadellosem Gehorsam, aber mit mürrischen Gesichtern und mürrischen Stimmen.

Inzwischen fahren oben bei der Luke in kurzen Unterbrüchen rote Lichter von Autos vor. Gäste steigen vertraut oder zögernd, die knarrende Leiter hinunter.

Ein Amerikaner erscheint: alter Herr, an jedem Arm eine Dame; vier andere im Gefolge. Zusammen sieben Personen. Die Kellner begrüßen ihn mit Halloh. Der Wirt in der Mitte hebt den Arm zu römischem Gruß.

Eine Dame in großer Abendtoilette, funkelndem Halsschmuck, Rückenausschnitt bis unterhalb der Taille, erscheint mit Herren im Smoking.

Zwei Halbweltdamen werden vom Wirt grußlos vorbeigelassen und wählen eine Mauernische mit Aussicht.

Ein Händler mit Austern geht, den Korb anbietend, von Gast zu Gast, und eine vielköpfige Familie sucht Platz und bedarf zweier Tische. Offiziere mit ihren Gattinnen, Künstler, kommen die Leiter herab. Eine Dame mit Pekineserhündchen, Gast, dem kein anderer Tisch gut genug ist als jener, an dem der Wirt mit seinem Buch sich niedergelassen hat. Er steht sofort verbindlich auf, packt den Folianten unter seinen Arm. Fortan sieht man ihn bald da, bald dort mit seinem Buch herumgehen, gequält, als verbeiße er einen riesigen Schmerz, das Bein nachziehend und manchmal von dem roten Schein seines Kraterlächelns kurz überhuscht.

Plötzlich steht ein Einzelner oben auf der Leiter und überschaut mit einsamem Auge das Gewölbe, das sich gefüllt hat. Der Wirt grüßt höflich. Er übersieht den Gruß. Die Schwermut seines scharfen, wolfsähnlichen Gesichtes mit tiefliegendem Auge kenne ich ja; dieses spürende Umsichschauen mit verhängten Gedanken ist mir bekannt. Ich irre mich nicht, es ist Max Reinhardt, der im Boboligarten Shakespears Sommernachtstraum einstudiert. Er steht oben bei der Mauernische, darin der Koch sich vornüberbeugt, die Glut im Herde fächelt, daß Funken wie ein Pfauenrad aufsprühn, als habe dort oben ein Schmied seine Werkstätte aufgeschlagen.

Reinhardt hat einen leeren Tisch in einer verborgenen Ecke entdeckt, geht hin, setzt sich, stützt die Arme auf und beginnt seine weißen Hände zu reiben. Und seine scharfen Blicke, die an keinem halten bleiben, gehn ziellos in den Raum hinaus, gehn über jeden hinweg, in die Mauerwand hinein.

Tiere, die bei aufgeschraubter Feder springen oder tanzen können, werden jetzt von einem Händler auf dem Deckel eines kleinen Koffers herumgetragen. Einer der Offiziere hat sich in einen Foxterrier verliebt und ersteht ihn, der Einwendungen seiner Gattin ungeachtet, die fortan gelangweilt und verärgert den Kopf zur Seite dreht, während der junge Mann mit Kindlichkeit das Hündchen auf der Tischplatte endlos tanzen läßt.

Aus dem innern Gewölbe sind Musikanten herausgetreten: Zwei Sänger mit Gitarren; die begleitende Ziehharmonika ist im Hintergrund geblieben.

Der eine der beiden ist das Ebenbild von Grock. Langer, kaffeebrauner Mantel bis auf die Füße, hängende bläuliche Wangensäcke, die wie Galleria schüttern, wenn er mit hoher Fistelstimme Liebeslieder singt und dazu Grimassen schneidet.

Die tiefere Stimme gehört einem Sancho Pansa, einem Bauern, plump und schlau, einfältig, gutmütig und verschlagen. Sie singen im Wechselgesange mit grotesker Mimik.

Am Tisch der zahlreichen Familie hat ein Schnellzeichner sich niedergelassen. Sein Modell ist ein kaum zehnjähriges Mädchen, das mit Anstrengung still hält. Aus dem Papier wachsen in Rötelstift die Konturen eines runden Köpfchens mit Pagenschnitt, runde Augen, Kirschenmund.

Vor Max Reinhardt steht der Händler mit den

hat ein Mädchen eine Handarbeit zur Hand genommen. So fein und exakt ist diese Arbeit, wirklich nur wer Zeit und Geduld für allerkleinste Dinge zur Verfügung hat, kann sie leisten. Die andere Franke, ein junges Mädchen, hofft seit 6 Monaten beständig, daß der Arzt bald ihre Heimreise anordne. Sie ist die einzige von den vieren, die zeitweise etwas aufstehen darf, und erledigt dann so die kleinen Aufträge der anderen.

Wie gut sich die Kranken aber auch ohnedies zu helfen wissen. In Servietten und Taschentücher werden die Dinge, die man sich gegenseitig zuwerfen will, eingewickelt. Wie gut wissen diese Menschen mit dem Wenigen, das ihnen geblieben ist, auszukommen. Wie vergnügt sind sie oft dabei. „Es gibt zwar auch traurige Momente" belehrt mich eines. „Aber, man will doch tapfer sein, schon wegen den andern" klingt wie Entschuldigung. „Was tut man nicht alles für seine Gesundheit, sogar 5 Jahre vergißt man, wenn's nachher wieder besser kommt." Ich besuche ein anderes Mädchen, das ich letzten Herbst schon gesehen habe. Damals durfte sie etwas aufstehen, nun aber liegt sie wieder tief im Bett. Aber der Frühling kommt, und da hat man wieder Hoffnung, tröstet sie sich selber.

Am Morgen war es kalt, nun ist die Sonne hervorgebrochen, und plötzlich ist es warm, fast sommerliche Wärme. Ein Bett nach dem andern wird auf die Terrasse gefahren. Nun liegen sie da an der Sonne, die braungebrannten Körper, die einzig und allein durch die Sonne wieder ihre Gesundheit erlangen. Wie belebt, lustig und fröhlich es nun auf diesen Galerien zugeht! Die von der obern Etage senden an Bindfaden Zettelchen und andere Dinge ins untere Stockwerk. Man streckt seinen Kopf so gut es geht, um die Freundin auf dem untern Balkon zu erblicken. Es macht den Eindruck, als sei ein Taubenschlag geöffnet worden, und alle bis jetzt ins Zimmer Verbannten genössen die goldene Freiheit.

Ich gehe noch auf andere Galerien, zu den Kleinsten, den 2—3jährigen, auch sie sind krank. Fast will man es nicht glauben, wenn man in ihre rosigen Kindergesichtlein schaut. Aber, da hebt eines sein Füßlein in die Höhe und erklärt gewichtig: „Da sitzt bei mir der bösö". Ja, da sitzt der Schmerz, bei vielen von ihnen im Knie, in den Hüften, oder bei andern wieder im Rücken. An vielen der Kinderbettchen sind Gewichte angebracht, zum Strecken der kranken Glieder. Ach, plötzlich fällt es einem auch wie ein Gewicht auf die Brust. Warum nur müssen diese Kleinsten auch schon so Schweres tragen? Wie schwer nur ist es für manche, die kaum erst ihre Muttersprache etwas gelernt, schon ihr Mütterlein haben verlassen müssen, und fremde Laute neu sprechen lernen müssen. Ich erinnere mich an die Zeit, wo meine Schwester mit drei Jahren das erstemal hiehergebracht werden mußte. Fast hatte man geglaubt, sie nicht halten zu können. Nach 1½ Jahren dann aber ist sie als ein rechtes „Französli" heimgekommen.

Es ist Mittag geworden. Wie wohltuend zu sehen, mit welchem Appetit die Kinder zugreifen, und wie sogar diejenigen unter ihnen, die auch beim Essen ruhig auf dem Rücken liegen müssen, schön behutsam ihre Suppe löffeln. Dann wird es ruhig. Es folgt die Silence, die Zeit der Stille im Hause. Ich schaue mir inzwischen den Ort etwas näher an, der durch die Kliniken von Prof. Rollier solch berühmten Namen erlangt hat. Ruhig ists in den Straßen, überall nur auf den Galerien der Kliniken sieht man die weißen Bettgestelle. Man spürt, daß die Frühlingswärme noch nicht ganz durchgedrungen ist. Wieder versteckt sich die Sonne, und es ist kalt. Als ich wieder in die Klinik zurückkomme, sind weitere Besuche da. Eine gute, humorvolle Stimmung herrscht im Zimmer. Man scherzt, diskutiert, über Bücher wird gesprochen. Beinahe bin ich mir vorgekommen wie bei uns daheim in der Stube, und als ich meiner Schwester eine Bemerkung darüber mache, ist sie erstaunt. Ihr ist all das schon selbstverständlich.

Zur Teezeit, als jedes der Kranken sein Plateau vor sich hat, werden auch wir zum Tee eingeladen. Im Schrank steht schön beisammen ein Teeservice. Die Zimmergenossinnen haben zusammengesteuert, damit sie allfällige Besucher zum Tee einladen können. Jedes bietet von seinem Teekrüglein so viel als möglich dem Besucher an. All die guten Sachen, die den Kranken selber zugebracht worden sind, werden gemeinsam serviert. Das ist ja doch ihr besonderer Stolz und Freude, uns andern etwas bieten zu können. Keines redet von seinem Leid, seinen Schmerzen und den dunklen Momenten, die vielleicht nach unserem Weggehen kommen wollen. Und ich, die ich geglaubt, als Trösterin hieher zu kommen, finde selber Trost darin, wie ich diese Menschen leben sehe. Und es sind ja nicht diese vier allein, nein, der ganze Geist des Hauses, der frohgemute, zuversichtliche, berührt mich.

Rasch ist es Abend geworden, wir müssen unsere lieben Kranken verlassen. Tapfer verschluckt meine lösbärige Schwester ein paar Tränen. Aber ich verlasse beruhigt die Kranken, von denen ich heute so vieles gelernt habe, und ich weiß, daß auch die Tränen meiner Schwester bald versiegen werden. Wenn ich fort bin, werden die andern dafür sorgen, daß nicht die Scheidenden allen Frohsinn mitnehmen. Sie werden Musik hören und dann davon reden, wie es sein wird, wenn auch sie wieder einmal zu den Gesunden gehören.

Ich bin ins Tal zurückgekehrt, und oft, wenn mich jetzt im täglichen Leben etwas bedrückt, denke ich an jenen Sonntag zurück, und an jene Kranken, die trotz allem Schweren den Frohsinn nicht verlieren. Sie haben mich dort oben gelehrt, Mut und Zuversicht zu behalten, sie, die Hoffnung und Geduld haben.

J. K.

Die Türkinnen begrüßen den Internat. Kongreß des Weltbundes für Frauenstimmrecht.

18.—25. April.

Eine Botschaft von Latife Bekir, Präsidentin der Türkischen Frauenverbände:

„In diesem Augenblick, da Istanbul sich vorbereitet, den Kongreß des Weltbundes für Frauenstimmrecht zu empfangen, ist mir daran gelegen, im Namen der türkischen Frauenvereinigung allen denen, die unter der Führung unserer lieben Präsidentin, Mrs. Corbett Ashby, zum Ideenaustausch zu uns kommen werden, einen Willkommensgruß zu senden. In dieser Stunde, da der Ausblick grau, da die Menschheit, unruhig und kummervoll, eine neue Orientierung sucht, hoffen wir auf ein Programm konstruktiver Arbeit von den Frauen, die von allen Seiten der Welt her sich in Istanbul vereinen.

Ist nicht Istanbul selbst ein Symbol? Unter den Frauen, die dem Kongreß beiwohnen werden, haben die jüngeren alle Möglichkeiten für sich offen; aber wir, die älteren, haben die besten Jahre unseres Lebens durch Gitter von der übrigen Welt getrennt verbracht, hinter so dichten Schleiern, daß wir ständig im Halbschatten zu leben glaubten. Wir gingen unruhig und schwankend durchs Leben, von der Erlösung träumend, die uns weit, weit weg erschien.

Unsere Mädchen sind frei und stolz aufgewachsen. Heute, da wir die völlige Gleichberechtigung erhalten haben, liegt mir daran, bevor ich meine Begrüßung schließe, einen kurzen Ueberblick zu geben über das, was wir in einer Generation erreichten, und zwar ohne jeglichen Kampf, einzig und allein, weil die Befreiung der Frau im Reformprogramm der türkischen Republik stand: Wir haben schon seit einigen Jahren Gemeinderätinnen, Aerztinnen, Chirurginnen, Advokatinnen, Richterinnen. Heute haben wir 17 weibliche Abgeordnete im Parlament."

*

Mme. Latife Bekir, Präsidentin der türkischen Frauenvereinigung, gehört zu einer der ältesten türkischen Familien und erhielt eine ausgezeichnete private Erziehung, da zu jener Zeit die Frauen an den türkischen Universitäten nicht zugelassen waren. Sie spricht französisch und griechisch und war während 10 Jahren Professor.

Als die türkische Republik im Jahre 1930 den Frauen das Gemeindestimm- und Wahlrecht gab, war Bayan Latife Bekir zu den ersten Gemeinderätinnen. Die erste Sozialarbeit, in der sie mitarbeitete, war eine von ihrer Mutter gegründete und geleitete Frauenvereinigung zur Hebung des geistigen Niveaus der Frau. Sie ist auch eine der Gründerinnen der Vereinigung türkischer Frauen, 1923 ins Leben gerufen, und nach acht Jahren Vorstandsmitgliedschaft wurde sie deren Präsidentin. Sie ist Ex-Präsidentin des roten „Glaubens-Halbmondes" und Mitglied des „Halk evi" (Volkshaus), des Vereins für Nationalökonomie, der Temperenzvereinigung, des Komitees zur Hilfe der Armen, des Komitees für Staatserziehung, desjenigen für Kinderschutz und der Frauenunion. Im Jahre 1930 organisierte sie eine Zusammenkunft im „Sultan Ahmet," wo sie der Regierung für die Gewährung des Gemeinde-Stimm- und Wahlrechtes an die Frauen den Dank aussprach.

Latife Bekir, die so fortwährend für ihr Land arbeitete, ist Mutter dreier Kinder. Ihr Gatte ist Direktor des Telephon- und Telegraphenamtes in Angora.

(„Jus Suffragii")

Aus dem **Programm** des Kongresses wiederholen wir nochmals folgende Daten:

18. April, 10 Uhr: Eröffnung, Begrüßung durch die türkischen Behörden und Frauenorganisationen.
19. April, 10—13 Uhr: Oeffentliche Sitzung der Kommission für gleiche Moral, für gesetzliche Stellung der Frau.
14.30—18 Uhr: Orient und Okzident in Zusammenarbeit von Sitten und Gesetzen, welche die Frauen betreffen.
21. April (Ostersonntag): Ausflug und 17.30 Uhr: Oeffentliche Veranstaltung.
22. April, 10—13 Uhr: Die wirtschaftlichen Probleme der Frauen.
23. April, vor- und nachmittags: Die Lage der Frauen unter den diversen Staatsformen.

Die türkische Frau von heute.

Von Necile Tevfik.

Ich bin sehr glücklich, hier von der Türkei, meinem Vaterlande, und von meinen Kameradinnen, den türkischen Frauen, sprechen zu dürfen, im Augenblick, da sie ihre große nationale Versammlung abhalten, unter dem wohlwollenden Schutze der Republik, die ihnen eben die Pforten des Parlamentes geöffnet hat. Es ist schwer, zu sagen, was dieses Wort „Republik" an Begeisterung und Bewegung in uns auslöst, denn für uns ist die Republik nicht nur ein Regierungssystem, besser als andere und deshalb bevorzugt, sie ist vor allem die Bestätigung unserer nationalen Freiheit, wie sie in Zukunft diejenige der Wiedergeburt der zivilen und politischen Rechte der Frau bedeuten wird.

Ich sage „Wiedergeburt", denn in den ganz alten Zeiten, vor Einführung des Islam, besaß die Türkin die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte wie ihr Gatte, dem das Gesetz nur eine Frau erlaubte. Letztere ritt, schoß, ging in den Krieg und wurde Beamtin wie er. Sie nahm an den Ratsverhandlungen teil, bei denen die Gegenwart der Frau des Herrschers vorgeschrieben war, wie auch ihre Unterschrift unter den von ihm erlassenen Verordnungen. Die Frau des Staatsoberhauptes hatte, genau wie er selbst, das Recht, die Staatsgeschäfte zu führen. So trug der Friedensvertrag zwischen Ramses II., König von Aegypten, und Hatusil, dem türkischen Souverän vom Jahre 1300 v. Chr., auch die Unterschrift von Hatusils Gattin.

Später änderte sich dies alles unter verschiedenen Einflüssen, die ein Studium für sich bilden würden. Der Ausdruck „Wiedergeburt" scheint mir deshalb für unsere republikanische Epoche absolut berechtigt.

Gleicherweise könnte auch die Eröffnung des diesjährigen internationalen Frauenkongresses wie eine Vergeltung angesehen werden. Sie findet im Palais Yildiz statt, in den die türkische Frau, früher gekrümmt unter das tyrannische Joch vergangener Gebräuche und Sitten, als Gefangene eintrat, während sie jetzt mit erhobenem Haupte und frohem Herzen die Stelle betritt, die sie vor noch nicht langer Zeit leiden und kämpfen sah, seufzen und weinen und sich auflehnen gegen die Hartnäckigkeit und Willkürlichkeit, die ihre Persönlichkeit vernichteten.

Dank ihrer Intelligenz hat die türkische Frau jedoch seit Jahren Respekt einzuflößen vermocht. Sie war mit der Zeit fast überall die Seele des Heims geworden im gleichen Sinne wie ihre westliche Schwester. Unter ihrem stillen und diskreten Einfluß verschwand die in den Dörfern noch vorhandene Polygamie immer mehr. Der Türke ist nicht von Natur polygam veranlagt. Die langsame Befreiungsarbeit der Frau war ihm deshalb nicht zuwider, im Gegenteil. Hier liegt auch die Erklärung der tieferen Gründe dieser enormen Umwälzung, die die Welt nicht begreift. Uebrigens geht die Befreiung der Frau ziemlich weit zurück in der Geschichte. Bemerkbar gemacht hat sie sich erst zu Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der im Orient eingeführten westeuropäischen Literatur.

Als die Ereignisse, die die Türkei und Europa erschütterten — ich spreche vom Weltkrieg — die Existenzbedingungen völlig veränderten, sah die Frau aller Klassen sich vor die Notwendigkeit gestellt, sich gegen Sitten zu wehren, die morsch geworden waren und sie einengten wie die Maschen eines zu engen Netzes. Es gelang ihr manches, nicht ohne Unannehmlichkeiten, aber dieser Vormarsch, durch den konservativen Geist immer wieder gehemmt, wurde erst nach dem Befreiungskrieg mit Erfolg wieder aufgenommen. Es ist also allein die Republik und mit ihr Kemal Atatürk, denen die Frau ihre Befreiung zu verdanken hat, eine Befreiung, die sie in dem Maße niemals erreicht hätte unter einer kaiserlichen Regierung. Und wenn sie sich auf der Höhe dieser neuen Situation zu halten wußte, dankt sie es diesen letzten elf Jahren. Der „Gazi",* den sie wie einen Vater verehrt, hat ihr die Möglichkeit gegeben, sich zu heben, schenkte ihr das Glück, ein Ideal zu erreichen, von dem sie früher kaum zu träumen wagte.

Frei endlich von jeder Fessel, frei zu leben und zu arbeiten für das Wohl des Landes, hat die türkische Frau ihre Stirne erhoben. Wie zu den Zeiten des Unabhängigkeitskrieges, als sie für die Befreiung des Landes zu kämpfen wußte, sich auf den Mann als Mitarbeiter und Kameraden stützend, geht sie heute vertrauensvoll dem Fortschritt entgegen. (Jus Suffragii.)

* Gazi, „Der Siegreiche", Name für Kemal Pascha.

Vom Wirken unserer Vereine

Die Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter. hielt Samstag, den 30. März, im „Daheim" ihre 22. Hauptversammlung ab. Der von der Sekretärin Frl. Irma Richard erstattete Jahresbericht gab Einblick in die vielseitige Vereinsarbeit. Die Monatsversammlungen boten eine Reihe lehrreicher Vorträge, die mit geselligen Zusammenkünften abwechselten. Die Statistik der Stellenvermittlung zeigt eine kleinere Zahl Stellensuchende als im Vorjahr, doch mag das daher kommen, daß verschiedene stellenlose Bewerberinnen sich nunmehr nach andern Arbeitsgebieten umgesehen haben. Bemühend ist nach wie vor die Lage der älteren Angestellten, die oft nur nach langem Suchen neue Stellen finden können. Ihnen gilt die besondere Aufmerksamkeit der Stellenvermittlung. Die verschiedenen Kurse waren gut besucht, und der Turnkurs, der nun in eine Turngruppe mit ganzjährigem Uebungsbetrieb umgewandelt werden soll, erfreute sich ebenfalls eines regen Besuches. Die unentgeltliche Rechtsauskunftstelle wurde wiederum stark in Anspruch genommen. Aus dem von der Versicherungskommission erstatteten Bericht geht hervor, daß die Altersversicherung der Vereinigung (Erlebensfallversicherung für die Jüngern, Sparversicherung für die Aeltern) auf gutem Boden steht und bereits einen großen Teil der Mitglieder zu ihren Versicherten zählt. Besonderes Interesse bot der Bericht über das alkoholfreie Restaurant „Daheim", der einen Ueberblick über die Entwicklung dieses Unternehmens der V. W. G. in den ersten zehn Jahren gab. Das „Daheim" ist stets bestrebt, sich den Neuerungen der Zeit anzupassen. Seit dem letzten Jahr hat es auch seinen Kantinewagen, der ganze Essen, Patisserie usw. ins Haus bringt, eine Einrichtung, die von den Gästen sehr geschätzt wird.

Die Hauptversammlung genehmigte die Jahresrechnung und wählte an Stelle der zurückgetretenen Präsidentin Frl. Alice Ronner zur neuen Leiterin der Vereinigung Frau A. M. Gerster-Lüscher. Im Vorstand wurden außerdem zwei demissionierende Mitglieder ersetzt. —

Verteilung der Ergebnisse der Bundesfeiersammlung 1934.

An seiner Versammlung vom ersten April 1935 in Bern hat das schweizerische Bundesfeierkomitee über die Verteilung des Sammlungsergebnisses 1934 endgültig Beschluß gefaßt. Die Verwendung der Gelder wird den kantonalen Arbeitsgemeinschaften überbunden, welche sich durch Zusammenschluß der an der Frage der hauswirtschaftlichen Ertüchtigung interessierten Organisationen bilden oder bereits gebildet haben. Diese übernehmen das jeweilige kantonale Betreffnis und behandeln auch die eingegangenen Gesuche um Beiträge, wobei die lokalen Bedürfnisse in gerechter Weise berücksichtigt werden können.

Die Verteilung gestaltet sich im einzelnen folgendermaßen: Von dem zur Verfügung stehenden Betrag von 357,000 Franken fallen Fr. 30.000.— der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Haus-

BANAGO - Schokoladen sind ebenso vorzüglich u. nahrhaft!

Tieren. Er hat eine graue Maus auf den Deckel seines Kastens gesetzt. Sie hält einen Blumenstrauß in den Pfoten, bietet ihn knieend Reinhardt an. Und er sieht ihr zu, ohne daß die Schwermut seines Gesichtes sich im mindesten zu mildern vermag, schaut interessiert die komische Maus an und über sie hinweg hinüber in die Wand, die Hände ringend. Dann steht er auf und geht weg.

Die Musikanten singen jetzt vor einem Tisch im innern Gewölbe, der dicht besetzt ist von einer bunten Gesellschaft. Sie wenden sich dabei an die Hauptperson, um die alles sich dreht, und scheinen ihr Bestes aufbieten zu wollen. Es ist eine Dame, elegant, klein, mager, grazil, mit raschen, erstaunlich lebhaften Gebärden. Sie legt eben ihren Hut ab, hebt die ausdrucksvollen Hände und fährt sich mit gespreizten Fingern durch das krause, silberweiße Haar. An dieser Bewegung erkenne ich sie, und der Wirt bestätigt es mir: es ist Emma Grammatica, die nach jahrelangem Schweigen der Bühne und ihrem begeistertem Publikum seit wenigen Tagen neu geschenkt ist.

Und ich sehe vor mir ein Bühnenbild, Emma Grammatica in „Quella" spielt die ehemalige Variétékünstlerin, die, nach vergeblichem Kampf um ihre Kinder, da sitzt, in kurzem, braunem Sammetjäckchen. Sie hat den geschlossenen, roten Straußenfedernhut vom Kopf gezerrt, das grambolle Gesicht in den Händen vergraben und wühlt mit gespreizten Fingern im krausen, silbergrauen Haar. Und diese schmerzdurchzuckten, magern, beseelten Finger drücken besser noch als die dunkelschluchzende Stimme den trost- und hoffnungslosen Zustand der von allen Lebensgeistern Verlassenen aus.

Nun fehlt nur noch der Eine, um die Dreizahl voll zu machen. Wir begegnen ihm an diesem Abend nicht mehr. Jedoch am andern Morgen, und zwar an voller Arbeit im herrlichen Chiostro von Santa Croce, wo er, blaue Baskenmütze über dünnem, weißem Haar nach hinten geschoben, das scharfe Profil mit der Hornbrille in die Morgenluft gehoben, in gebrochenem Italienisch und häufiger noch in seiner Muttersprache mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings ein Szenenbild zu dem Mysterienspiel: Santa Uliva im Rahmen der Florentiner Maispiele in seinen ersten Zügen aufstellt: Jacques Copeau!

Und vorher hatten wir die im Spiel des Morgenlichts beseelt atmende Kirche durchschritten. An unscheinbarem, kleinem Orgeltisch, im Schneidepunkt des Mittelschiffes aufgestellt, spielte ein Mönch und brachte auf kunstvoller Klaviatur drei an verschiedenen Wänden eingebaute Orgeln zum Klang. Bald glaubte man fernen Vogelgesang, ersterbende Glockentöne, bald rauschende, volle Klänge oder wehklagende Stimmen von Streichinstrumenten zu vernehmen. Viele Menschen umstanden ihn, während in einer dunkleren Kapelle, nahe der Sakristei, ein junger Mönch, heimahe noch ein Knabe, einem Chorbuben nachlief, ihn erreichte und mit der Kordel seines Mönchsgewandes lachend durchbläute.

Aber hier, im Chiostro, umflatten einzig Tauben die schwebenden Säulengänge Brunelleschis, in denen ein klapperndes Klavier aufgestellt war. Die Truppe der Schauspieler, noch unkostümiert, nahm Stellung in der Mitte beim Ziehbrunnen. Der Chor, in vorgebeugter Haltung, Neugier markierend, näherte sich in geschlossener Masse von hinten der Stufe, darauf ein zerstreut mit Kieselsteinen spielender Jüngling einen Schlafenden vorstellen sollte. Ein zweiter, in Hemdärmeln, stand über ihn gebeugt und wurde als König angesprochen. Und Copeau, mit zappeliger Geschmeidigkeit, ordnete, mahnte, befahl, lief hin und zurück, betrachtete seine Gruppe aus der Ferne durch zwei Finger der Hand, nicht anders als es ein Maler mit seinem Kunstwerk tut. Und dann ging es immer wieder von vorne los, näherte sich die Masse im Rhythmus klimpernder Akkorde, beugte sich der König über den Schlafenden, fuhr zurück und begann zu deklamieren. Und für uns, die wir hinter einer Säule verborgen standen, war es ein Augenschmaus, zuzusehn im weichen, milden Morgenlicht, in dieser seltsam aus Wirklichkeit und Traum gemischten Atmosphäre einer vergangenen Zeit.

Marie von Bunsen.

Eine der vielseitigst begabten deutschen Schriftstellerinnen, Marie von Bunsen, beging kürzlich in unverminderter geistiger und körperlicher Frische ihren 75. Geburtstag.

Von Seiten ihrer Mutter englischer Abstammung, stand sie in ihrer Jugend in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hofe der Kaiserin Friedrich, und sie hat ihre Eindrücke und Erlebnisse aus jener Zeit in ihren vor 5 Jahren erschienenen „Erinnerungen" niedergelegt, die als ein Stück Kulturgeschichte der Wilhelminischen Epoche zu bewerten sind.

Dem Wesen und ihrer Erziehung nach Aristokratin, ist sie in Anschauung und Urteil niemals reaktionär gewesen, bei Wahrung bester Tradition vielmehr stets ein durchaus moderner Mensch mit weitem Horizont geblieben.

Persönlich sowohl als schriftstellerisch finden sich bei Marie von Bunsen gewisse an Annette Kolb gemahnende Züge: beiden ist die Vorliebe für die Schilderung mondänen Lebens, gesellschaftlichen Milieus eigen neben einer tief inneren Verbundenheit mit Natur und Landschaft; während jedoch Annette Kolb über eine, der halben Romanin angeborene geschliffene Eleganz des Stils verfügt, zeichnet sich Marie von Bunsen durch eine angelsächsische, knappe, klare Schreibweise aus.

Ihre Liebe zur Natur steht in engster Verbindung mit ihrer, dem englischen Einschlag gemäßen sportlichen Betätigung: Schwimmen, Rudern, Wandern sind ihr trotz ihrer 75 Jahre noch immer Bedürfnis und ihr lebendig geschriebenes, vielgelesenes Buch „Im Ruderboot durch Deutschland" liefert den schlagendsten Beweis ihrer überragenden sportlichen — neben den literarischen — Fähigkeiten.

Größere Reisen führten sie u. a. nach China, Japan und Indien, wo sich sehr bald auch ihr malerisches Talent offenbarte; als Ergebnis bestehe sie eine Sammlung von Skizzen und Aquarellen mit nach Hause, die an ihrem 70. Geburtstag zu einer Ausstellung im Berliner Lyzeum-Klub vereinigt, bei Publikum und Kritik uneingeschränkte Anerkennung fanden.

Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß ihre literarisch-künstlerische Tätigkeit mit ihren 75 Jahren noch nicht zum Abschluß kommen möge! L. Müller.

dienst für allgemeine schweizerische Aufgaben zu; Fr. 7000.— werden vorläufig zurückgelegt, damit allenfalls Bedürfnisse, die sich nachträglich noch zeigen sollten, befriedigt werden können. Die verbleibenden Fr. 320,000.— werden an die kantonalen Arbeitsgemeinschaften verteilt und zwar zu 50 Prozent nach der weiblichen Wohnbevölkerung, zu 25 Prozent im umgekehrten Verhältnis der Bundessubventionen für hauswirtschaftliche Schulen und Kurse vom Jahre 1933, zu 15 Prozent nach den Einwirkungen der Krisis auf die berufstätige, weibliche Wohnbevölkerung (Krisenbetroffenheit), dazu kommt ein Zuschlag von 10 Prozent für sog. Gebirgskantone. Nach diesem Schema ergeben sich für die einzelnen Kantone folgende Beträge: Zürich Fr. 38,853.—; Bern Fr. 50,112.—; Luzern Fr. 11,411.—; Uri Fr. 2956.—; Schwyz Fr. 6931.—; Obwalden Fr. 1704.—; Nidwalden Fr. 1393.—; Glarus Fr. 3618.—; Zug Fr. 2424.—; Freiburg Fr. 8317.—; Solothurn Fr. 9646.—; Basel-Stadt Fr. 10,550.—; Basel-Land Fr. 5983.—; Schaffhausen Fr. 2590.—; Appenzell A.-Rh. Fr. 13,119.—; Appenzell I.-Rh. Fr. 2357.—; St. Gallen Fr. 28.544.—; Graubünden Fr. 12,248.—; Aargau Fr. 19.352.—; Thurgau Fr. 8199.—; Tessin Fr. 19,534.—; Waadt Franken 19,805.—; Wallis Fr. 11,388.—; Neuenburg Fr. 15,599.—; Genf Fr. 13,367.—.

Aus diesen Zuwendungen dürfen aber keine Fonds errichtet werden; die kantonalen Betreffnisse müssen im Gegenteil bis spätestens Ende 1940 verbraucht werden.

In allen Kantonen müssen folgende drei Hauptgebiete bedacht werden:

a) Allgemeine hauswirtschaftliche Ausbildung und Erziehung.
b) Förderung der vertraglichen Hauslehre.
c) Allgemeine Förderung des Hausdienstes.

Wenn in einem Kanton das eine oder andere der genannten Gebiete schon wesentlich ausgebaut ist, soll der Hauptanteil des kantonalen Betreffnisses zur Förderung des weniger entwickelten Gebietes Verwendung finden. Jedoch müssen jedem der drei Aufgabenkreise mindestens 20 Prozent der aus der Bundesfeiersammlung erhaltenen Mittel zugewendet werden.

Mit den Auszahlungen der Betreffnisse ist in diesen Tagen begonnen worden. A. Mt.

Kleine Rundschau

Eine Frau in der eidgenössischen Fabrikkommission.

Der Bundesrat hatte kürzlich einige Ersatzwahlen in die eidg. Fabrikkommission zu treffen. Er wählte unter anderm Frau Dr. Margrit Gagg-Schwarz, bisher ständige Suppleantin, als nunmehr ordentliches Mitglied. Frau Dr. Gagg ist unsern Leserinnen keine Unbekannte, sondern eine in allen Kreisen der Frauenbewegung sehr geschätzte Mitarbeiterin an sämtlichen Fragen des Frauen- und Arbeiterinnenwohls.

Der Kampf geht weiter.

Im Basler Großen Rat wurde eine von der Katholischen Volkspartei eingebrachte Motion an die Regierung überwiesen, die eine Untersuchung über das Doppelverdienertum von Staatsbediensteten und ev. dessen Verhinderung fordert.

Weibliche Polizei in der Türkei.

In der Türkei sind 22 Frauen im Polizeiwesen tätig, 18 in Istambul, 1 in Ankara, 3 in anderen Städten. Von ihnen sind 15 einfache Polizeibeamte, 3 Kommissäre und eine Frau ist Inspektorin. — So berichtet die türkische Gesandtschaft in der „Police woman Review".

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Jahresversammlung der Zürcher Frauenzentrale, 24. April, nachmittags 2.30 Uhr, Schanzengraben 29, 1. Stock. Nach den üblichen Vereinsgeschäften: Vortrag von Schwester Päuli Müller, Hohenegg, Meilen: „Verkehr mit Gemütskranken".

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmattstraße 25. Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

LAUSANNE
«Comme chez nous»
Gemütliches Heim für studierende und berufstätige junge Mädchen. Gute Lage. Komfort. Gesunde Küche. Garten. Preise 130–170 Fr.
Adresse: F 14
Fri. V. de Rougemont
Lausanne
Chemin Trabandan 7

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe. Spezialität: Unnachahmbare Wertpapiere nach eigenem patent. Verfahren
Buchdruckerei Winterthur

AUTOFRIGOR FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR A.G. ZÜRICH
TEL. 53.63
DIE KÜHLUNG FÜR ALLE ZWECKE
AUSSTELLUNG: PELIKANSTRASSE 5
P 2142

Wer nicht inseriert wird vergessen

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
III 7

Ein rentabler Preisabbau!

Preisabbau — Lohnabbau — welch garstige Worte, mit denen man sich die schönste Popularität „auf einen Klapf" verscherzen kann.

Aber siehe da, wenn man ernsthaft nach den wenigen sonnigen Stellen der Krise sucht, so findet man sie. Die langandauernde Krise hat eine

außergewöhnliche Hilfsbereitschaft im Volk

geschaffen. Wohlverstanden, keine augenaufschlagübende, sondern eine höchst **eigennützige** Hilfsbereitschaft. Denn siehe: **Eigennutz kommt vor Gemeinnutz**, aber er hält ihn auch auf den Beinen!

Also, wenn wir unsere Wirtschaft wieder in Schuß bringen wollen — und das müssen wir — so gilt es, den gewaltigen Motor Eigennutz bei jedem einzelnen in Betrieb zu setzen, und zwar durch die Einsicht: Alles, was wir gemeinsam an Besitz und Einkommen haben, ist **eine papierene Fiktion**, wenn wir das Wirtschaftsleben nicht in Gang halten und, wo es stockt, wieder in Fluß bringen.

So ist z. B. die Einsicht, daß zugunsten des darniederliegenden **Fremdenverkehrs** „etwas geschehen sollte", weitverbreitet, aber es handelt sich darum,

1. **die Einsicht so rasch als möglich in planvolle Tat umzusetzen,** und
2. um die Gefahr: „Hannemann, geh du voran" herumzukommen.

Das Erstere kann durch einen Mann geschehen, der bereits auf einem besonderen Gebiet gezeigt hat, daß selbst aus der Krise Erfolg geschaffen werden kann; denn an den Erfolg seines Rezeptes werden die Leute am ehesten glauben. Und Glaube ist die größte Kraft, die zum Gelingen eines Experimentes führt, größer als alle Propaganda-Argumente. Deshalb kann und darf ein Outsider hier in die Räder greifen, trotz jahrelanger, hingebungsvoller Arbeit von Behörden und Interessenvertretern der Hotelindustrie sich immer langsamer drehen. Das zweite Hindernis aber ist dadurch zu überwinden, daß wir eben nicht nur mit guten Ratschlägen und wohlgemeinten Reden vorangehen, sondern auch mit dem eigenen **Risiko** und gleich

100 000 Franken auf die Karte: raschestes Wiederingangbringen der Hotelindustrie setzen.

Warum gerade die **Hotellerie**? Ja, das ist — weil man nicht mit großen Plänen, sondern gleich mit der knallenden, fröhlichen Tat in die dumpf brütende Wirtschaft hereinbrechen und ganz plötzlich einen

lebensvollen, womöglich atemberaubenden Betrieb

loslassen muß, und dazu eignet sich unsere Hotellerie in jeder Hinsicht großartig.

Sie warten ja alle darauf!

Die Hoteliers in Lugano, Locarno, die dornröschenhaft schlafenden Bähnlein auf dem Rigi und dem Salvatore und die ganze, allzu schwach besetzte Flotte auf dem Lago di Lugano und dei Quattro Cantoni!

Wir haben mit ihnen gesprochen, sie glauben's noch nicht recht, die Hoteliers, die Bergbahn- und Seefahrtsdirektoren, aber sie wurden wieder jung, als wir von frischem Betrieb, von voller Besetzung sprachen, sie begeisterten sich für den

fröhlichen Preisabbau!

„Ja, dann geht das schon, wenn Sie uns **vollen Betrieb** bringen, dann können wir

um einen Drittel, ja um die Hälfte herunter.

Es muß ja etwas geschehen, wir sinken sonst jeden Tag tiefer!" Das haben sie alle, **alle** gesagt, und darum habe ich mir fest vorgenommen: Es **muß** und **wird** möglich sein, unsere schöne, prächtige Hotellerie wieder anzukurbeln, die leeren Hallen wieder mit ferienfrohen Menschen zu füllen, auch wenn die Geldbeutel noch so mager sind.

Man soll sich das nur einmal richtig vorstellen: In der Hochsaison ist ein ganzes Drittel, wenn's hoch kommt 40 % unserer verfügbaren Gastbetten besetzt, und zwar ohne die vielen mangels Gästen geschlossenen Betriebe mitzuzählen. Die Lasten aber, die so ein Hotel mitschleppt: Zinsen, Amortisationen, Beleuchtung und Beheizung, ja sogar Personal und Küche, sind fast die gleichen, ob nun 100 oder nur 30 Menschen sich seiner Dienste erfreuen. Da sollte es doch bei Gott möglich sein, die 70 fehlenden Menschen heranzuschaffen, wenn jeder einzelne viel weniger bezahlen muß — und der Hotelier dabei doch seinen Nutzen macht. Heute kommt bereits auf jeden Gast unserer Hotels ein Hotelangestellter, den der Gast sozusagen auf seine Pensionsrechnung nehmen muß. Für uns ist das ungefähr so, als ob jeder Kunde der Migros einen Angestellten der Migros zu erhalten hätte. An einem solchen widersinnigen Verhältnis muß jeder Betrieb, auch unsere Hotellerie, zugrundegehen. Angestellte kann und soll sie nicht entlassen, im Gegenteil. Aber Gäste müssen her!

Die unverbesserliche Migros! Sie ist ja selber groß geworden durch die „fixe Idee",

daß man einen zusätzlichen Konsum schaffen muß, statt mit fromm gefalteten Händen auf ihn zu warten.

Aber wie? Da ist nun zunächst unsere Feststellung, daß der „Ferienkonsum" sich fast ins Ungemessene steigern läßt, vom Inland wie vom Ausland her, wenn wir die **Umschichtung in den Einkommen** des Reisepublikums beherzt ins Auge fassen. Heute ist das Reisen aus einem Privileg reicher Leute zum Recht und zur Freude der weitesten Volkskreise geworden. So viele millionenschwere Engländer, behäbige deutsche Justizräte und reiche Schweizerfabrikanten, wie wir sie ehemals zum Füllen unserer Hotels brauchten, bringen wir in Gottesnamen nie mehr zusammen. Aber dafür warten vor den Toren unserer Hotels oder in der Ferne, vor den lockenden Auslagen der internationalen Reisebüros

Hunderttausende, nein: Millionen reisehungriger, sehnsüchtiger Menschen mit kleinem Portemonnaie darauf, daß wir ihnen die Tore des Ferienparadieses erschließen.

Lassen wir doch unseren reichen, immer willkommenen Gästen die auserlesenen Häuser, die sie noch zu füllen vermögen, und öffnen wir die übrigen weit, weit für die Scharen der Angestellten, ja der Arbeiter und der kleinen Leute aller Art, die ein neues Leben aus der totenähnlichen Stille hervorzaubern werden!

Es gibt sie in Deutschland, wo beispielsweise 100 Mark etwa die Höchstgrenze dessen ist, was ein mittlerer Angestellter sich heute als Urlaubsfinanzen leisten kann. Es gibt sie in Frankreich, Italien, Holland — in allen Ländern, wo der Wert und der Genuß des Reisens heute für ganz neue Volksschichten hoch im Kurs steht, aber wo die Mittel für eine Schweizerreise in bisherigem Kostenumfang einfach nicht da sind. Es gibt sie aber auch in der Schweiz, wo viele, allzuviele, die sich nichts Schöneres denken können, als ein paar genußreiche Wochen oder auch nur Tage in unseren Schweizerbergen, an den Schweizerseen zu verleben, aber nach einem kleinen Budgetüberschlag den Kopf hängen lassen — und verzichten. Von denen zu schweigen, die dann herausfinden, daß es höchstens zu Ferien im **Ausland** langt...

Was uns vorschwebt, das sind Ferien „für jedermann" und für jedermann nach seinem Gusto — für den einen „faule Ferien" im Liegestuhl einer kleinen, ruhigen Pension, für den andern aber — für alle unsere jungen, büromüden Menschen fröhliche „Betriebsferien" mit Blechmusik und Alpenquartett — am Tage Touren, Paddelboot, Baden etc. und abends ein fröhlicher Tanzbetrieb. Und vor allem eine

praktische Regen-Versicherung

in Form z. B. von Tanzgeneralabonnements für den Kursaal und die Kinos, für schöne Tage aber ein Generalabonnement z. B. für den Vierwaldstättersee, was alles im Global-Pensionspreis eingeschlossen sein muß! **Das ist doch noch schöner und billiger als Ferien im Ausland.**

Schon haben wir die notwendigen Erhebungen gemacht: Es wird „staunend billig" und „migrosübermäßig" gut. Den Hoteliers liegt der Dienst am Kunden naturgemäß und die Migros-Rechnung, bei der bekanntlich doch immer noch etwas verdient wird, für das werden wir garantiert sorgen.

Würde nicht mancher Zürcher solche

7 prächtigen Tage z. B. am Luganer- oder Vierwaldstättersee

mit all den aufgezählten Annehmlichkeiten, mitsamt den Reisekosten von und nach Zürich, des Betrages von sagen wir **50 oder 60 Franken** wert halten? Nicht wahr, das scheint Ihnen unglaublich — und doch ist es das nüchterne praktische Rechnungsresultat, das herauskommt, wenn man die **Hotelmaschine nicht zu zwei Dritteln leerlaufen läßt.**

Selbstverständlich werden wir keine Landesgegend besonders forcieren. Irgendwo müssen wir aber anfangen. Selbstverständlich steht auch der Beitritt zu unserer Aktion allen seriösen Hotels offen, und wir werden auch jede ehrliche Mitarbeit von Organisationen usw. willkommen heißen. Nur darf man uns nicht mit dem billigen Einwand von der „preisverderbenden Konkurrenz" kommen, denn wenn irgendwo, dann ist in der Hotellerie die Zeit gekommen, die Chancen einer frisch-fröhlichen **Konsumausdehnung** wahrzunehmen, unbekümmert um die Bremsklötze in Form alter Schlagwörter.

Das Hauptaugenmerk richten wir natürlich auf die Werbung im Ausland — die ersten Schritte sind schon getan. Das wird das schwerste Stück Arbeit sein, und das werde ich auch persönlich organisieren. Die Fahrkosten sind bei Extrazügen sehr billig. Z. B. wird sich ein

7tägiger Aufenthalt

am Vierwaldstättersee in sehr gutem Hotel, mit Fahrt auf den Rigi, Stanserhorn, Bürgenstock, mit Generalabonnement auf den Vierwaldstättersee, auf ungefähr **95 Mark** stellen, inkl. Billett Berlin—Luzern retour.

Das Kernproblem, die Bahnbillette, muß aber nochmals behandelt werden: Jede Anstrengung muß gemacht werden, um das „teure Schweizerland" den ausländischen Gästen in anderem Sinne als teuer erscheinen zu lassen.

Die **Hauptreklame** aber werden begeisterte Gäste sein, die nach ihrer Rückkunft nicht genug erzählen können, was man in dieser „neuen Schweiz" alles für diesen **fabelhaft** kaufkräftigen Schweizerfranken „gratis" bekommt.

Der „rentable Preisabbau" — ja, damit ist es uns ernst. Was an Konferenzen mit hängenden Köpfen trübselig als unmöglich befunden wurde, das wird das Volk mit Nutzen und Genuß für die „Ferienkonsumenten" und „Ferienproduzenten" und für alles, was so drum und dran hängt, in lachende Wirklichkeit umsetzen! Subventionen vom Staate wollen wir keine. Wir trauen es uns und unseren Freunden in allen Volksschichten zu, daß das nötige Kapital sich zu einem genossenschaftlichen Tatwerk bereitfinden wird.

Unsere Ueberzeugung ist, daß das **Volk selbst** und zwar mit **Schwung** seine Wirtschaft in die Finger nehmen muß und **kann.**

So — das ist, was wir in vielen Tagen mit heißen Köpfen um die Wette miteinander geschmiedet haben; stundenlang könnten wir den Faden weiterspinnen, das käme aber zu teuer, darum

mußten wir es mündlich machen,

und zwar vorläufig in Zürich.

Nochmals die Bauern und die Metzger

Mit unserem Verlangen, daß den Viehzüchtern durch eine gewaltige

Konsum-Anregung

in Fleisch durch den Viehpreisen entsprechende Fleischpreis-Senkung geholfen werden soll, erhielten wir gewichtige Kampfansagen und den

Vorwurf der Metzger:

„Wir reißen alles herunter, um unser Geschäft zu machen."

Darauf antworten wir mit Zahlen:

Umsatz-Zunahme durch Preisherabsetzung

(in Prozenten, verglichen mit dem Vorjahr)

	Preise Jan.-März 1934 Fr.	1935 Fr.	Jan. %	Febr. %	März %
Schinken	5.50	4.50/4.—	100	95	75
Kochspeck	3.50	3.10/2.70	57	106	42
Rippli, geräuchert	3.80	3.10/2.70	109	130	270
Touristenwurst	0.75	0.65/0.50	252	195	476

Alle unsere neuen Preise sind in keiner Weise „Lockvögel", sondern richtig und kaufmännisch kalkuliert. Die Umsatzzunahme hat uns recht gegeben. Durch die Bekanntgabe dieser Verhältnisse spornen wir die Konkurrenz an, ein Gleiches zu tun und verlieren **relativ** an Absatz. Also nicht um das „Geschäft zu machen", sondern aus **tiefer, auf Erfahrung gegründeter Ueberzeugung** heraus fordern wir neue Herabsetzung der Fleischpreise auf das neue Niveau, damit den Produzenten ihr Vieh abgenommen werden kann. Auch die Metzger werden Mehrumsätze haben, die sie reichlich für die Herabsetzung der Preise entschädigen werden.

Es ist an den Bauernführern und an den einsichtigen Metzgern selbst, in dieser Frage energisch und unzweideutig Stellung zu beziehen; die ganze öffentliche Stimmung wird hinter ihnen stehen.

Wir sind übrigens gar nicht einseitig für Preisabbau bei den Metzgern, sondern halten z. B. einen **Preisaufbau** für die wichtigen, so stark unterbewerteten **Nebenprodukte**, hauptsächlich Talg, etwa durch Einführung einer Uebernahmepflicht für technische Fette seitens der Importeure für durchaus wünschenswert.

Olivenöl
das prächtige Oel mit dem
edlen, natürlichen Fruchtgeschmack.
Vor zehn Jahren habe ich angefangen, das Natur-öl mit dem Fruchtgeschmack wieder einzuführen, nachdem das „neutrale", wasserhelle, „gesottene", raffinierte Olivenöl lange Jahr Mode gewesen war.
Heute ist überall wieder Olivenöl mit Fruchtgeschmack Trumpf, aber am besten fahren Sie, wenn Sie es bei dem kaufen, der
aus Ueberzeugung und aus Kennerleidenschaft den **wahren, echten unbearbeiteten** Olivensaft
wieder in die Schweizer Küche brachte.
Olivenöl „Santa Sabina" 920 g (1 Liter) Fr. **1.25½**
Flasche zu 660 g 90 Rp. (Flaschendepot 50 Rp. extra)

Fleisch-Abschlag
Ia Kochspeck ohne Rippen, per ½ kg Fr. **1.25**
II Fleischkäse 100 g **30 Rp.**
Bauernschüblig zum Rohessen, p. Paar **40 Rp.**
Delikateß-Schinken / **Ia Aufschnitt** assortiert 100 g **40 Rp.**
Cervelats große, Migros-Qualität, Paar **35 Rp.**
Wienerli per Paar **25 Rp.**
Spezial-Touristenwurst per Stück **50 Rp.**
(zum heiß und kalt essen)
Ia Schweizer Salami, kontr. / Salametti 100 g **40 Rp.**
Ia Rippli geräucht, p. ½ kg Fr. **1.25**

Mayonnaise zu **25** Rp.
— erschwinglich für jedermann!
Mayonnaise zu kaltem Fleisch, zum gemischten Salat, zu Eiern, etc.
Machen Sie ein Hors d'oeuvre z. Migros-Preis!
Mayonnaise mit Speiseöl 100 g **18 Rp.**
(Glas 135—145 g netto 25 Rp.)
Mayonnaise mit Olivenöl „Mayoliva" 100 g **22½ Rp.**
(Glas 105—115 g netto 25 Rp.) Glasdepot 25 Rp. extra.
Tomato-Catsup — echt engl. Tomatensauce per Flasche **Fr. 1.—**

Oster-Artikel:
Kleiner Biskuit-Osterhase 100—110 g / **Kleiner Schokoladen-Osterhase** 200 g Neugewicht / **Schokoladen-Osterhase** 210—225 g / **Osterhase aus feinstem Nougat** 200 g — **Fr. 1.—**
Großer Schokoladen-Osterhase 410—430 g **Fr. 2.—**
„Ueberraschungs-Ei" mit Bonbons 100 g **Fr. -.50**
Kleines Schokolade-Ei mit Pralinen gefüllt 200 g **Fr. 1.—**
Großes Schokolade-Ei mit Pralinen gefüllt 350 g **Fr. 1.50**
Ostereier aus feinstem Nougat mit Schokoladenbeilage in Fantasieschachteln 240 g netto **Fr. 1.—**
Staniolierte Nougatschokoladen-Eili und Fruchtcreme-Eili, gemischt, in bedruckten Beuteln 220 g **Fr. 1.—**

„Mi-Ka-Mu" (Caramels mous) per Stück 1 Rp.
— ein Nahrungsmittel in Zeltform!
(in Schachteln zu 24 Stück 25 Rp.)
„Fresco-Frut" feinste Frucht-Gelée-Bonbons 200 g-Beutel 50 Rp.

Erbsen, verbilligt ½ Dose
1934er, fein **Fr. 1.—**
1933er, mittelfein II **Fr. -.55**
Bohnen, verbilligt
1934er, Wachsbohnen **Fr. -.75**

Literarische Beilage

Die Schwester.

Von Margarete Susman.

Die Nacht — eine schwere, verschwenderische Mainacht, silberweiß und tiefschwarz wie nur die Blütennächte des Schwarzwaldes — duftet in die Fenster des breiten Amtshauses in Emmendingen. Von fern tönt unablässig das Rauschen des großen Baches, der in lautem Schweigen seinen Weg nimmt ins Tal.

Immer sonst beruhigt dieses Rauschen den Amtmann Schlosser; heute, ruhelos zwischen den Wänden seines Zimmers auf- und abschreitend, fühlt er die aufreizende Fremdheit dieses immer gleichen ununterbrochenen Lebens. Denn hier im Hause ist die unheimliche Stunde gekommen, wo ein ganz Neues seinen Anfang ins Leben nehmen soll. Wie lange schon kämpft Cornelia, die zarte kränkliche Cornelia, um ihr glücklos empfangenes zweites Kind zur Welt zu bringen! Schlosser atmet schwer. — Ob es diesmal ein Knabe sein wird? Ein Knabe, der des Vaters Leben und seine Ideen weitertragen wird — diese großen, weiten, weltbeglückenden Ideen, denen Cornelia sich immer unbegreiflich entzieht? Er runzelt die Stirn. Cornelia ist ein Weib — trotz allem ein Weib — nur ein Weib, sagt er sich in diesem Augenblick Schlosser aber ist ein Mann im Sinne und mit dem Empfinden seiner Zeit: Mann bis in jede Fingerspitze, jede Faser seines Wesens. Ist es darum, daß sie allem, was er ihr an Eigenem, Großem, Befreiendem bringt, nur mit Mühe zuhört und ihm nur ein müdes Staunen entgegensetzt? So als besäße sie ein tieferes Wissen, das sie nur verschweigt. Schlosser setzt den Fuß hart auf den Boden. Nein — sie ist nicht reif für seine großen Ideen, so wenig wie für seine große männliche Leidenschaft. Ist nicht etwas Genäschiges in ihrem Wesen? Verlangt ihr Geist nicht eine leichtere, honigartigere Kost? Stammt sie nicht aus der spielenden Frankfurter Geselligkeit, und sehnt sie sich nicht immerfort nach ihr zurück? Vermißt sie nicht die zarten schwebenden Gespräche und Sentiments, die oberflächlichen Freundschaften, die anmutigen Reden und glänzenden Kleider ihrer Mädchenzeit? Ist es nicht die Einsamkeit und Stille hier, die aus dem himmlisch aufgeschlossenen, vor Lebenssehnsucht fiebernden Mädchen eine müde, stille, teilnahmlose Frau gemacht hat, die vor der Hingabe mit Leib und Seele, wie er sie geträumt hat, entsetzt zurückweicht?

Warum siecht Cornelia in dieser Einsamkeit, die doch Einsamkeit mit ihm ist, hin wie eine welkende Pflanze, der irgendein unterirdischer Wühler das Lebensmark aussaugt? Trägt er sie nicht auf Händen? Hat er sich alles, Irdisches wie Unirdisches, um sie her gehäuft, um ihr Leben leicht und schön in das seine hineinzuziehen?

Ein langgezogener Schrei tönt aus dem oberen Stockwerk und läßt Schlosser zusammenfahren. Er lauscht angestrengt in das noch tiefer gewordene Schweigen. — Cornelia! Edles Wesen! Engel und Stern meines Lebens — vergib mir! Und plötzlich fühlt Schlosser, der männliche, leidenschaftliche, durch Sinnlichkeit und durch Idee harte Schlosser, wie sich seinem Willen entgegen gewaltsam dunkle Tränen in seine Augen drängen. Weiß er denn nicht besser, was Cornelia fehlt? Haben je die Briefe ihrer Freundinnen, haben die Besuche so vieler alter und neuer Freunde, haben selbst die von Leidenschaft überströmenden Briefe und Verse des jungen Lenz ihren ernsten Augen je den Blitz eines Lächelns entlocken, ihrem leidenden Körper etwas von seiner schwindenden Lebenskraft zurückgeben können?

Nein! Nur ein einziges Mal in diesen Jahren war Cornelia ein paar Tage gesund, blühend, lebendig, glücklich — gegenwärtig mit Leib und Seele. Da lachte sie, da sang sie, wenn sie eben noch geklagt hatte, da lief sie wie beflügelt über die Maiwiesen und sah ihre Schönheit und liebte sie, liebte, liebkoste alles, was ihr begegnete. Ganz neue Augen schienen ihr eingesetzt für die Dinge, die sie alle Tage erblickte, ohne sie zu sehen. Wie mit einem weichen Schwamm war die vorzeitige Strenge von ihrem jungen Angesicht hinweggewischt, und in ihren schwarzen Augen stand das unirdische Licht, das er aus Augenblicken ihrer Mädchenzeit kannte und um dessentwillen er zuerst Cornelia so anbetend geliebt hatte.

Das waren die Tage, in denen Wolfgang in Emmendingen war. —

Ein jäher stummer Zorn löscht die Tränen in Schlossers Augen. Wenn es ein Liebhaber gewesen wäre, mit dem er um Cornelias Seele hätte ringen müssen! Selbst wenn er unterlegen wäre, er hätte es hinnehmen und zurücktreten müssen. Aber ein Bruder! War es denn nicht möglich, durch die schrankenlose, immer gegenwärtige Liebe des Gatten den Bruder — den bloßen Schemen eines Bruders, der sich so wenig um die leidende Schwester kümmerte, zu verdrängen? War denn nicht er selbst voll Geist und Flamme, voll Traum und Idee — und mehr als Goethe bemüht um ihre Verwirklichung? Warum wollte die angebetete Frau von ihm nicht nehmen, wonach sie dort lechzte?

Wieder umdunkelten Tränen seinen Blick. Und plötzlich stand die Gestalt Goethes vor ihm. Er sah jeden seiner Züge; er gewahrte sogar eine bestimmte herrische Bewegung und ein dunkel leuchtendes Lächeln, das er kannte und das nie zum Lachen wurde. Schlosser blieb erstarrt vor der Erscheinung stehen. Aber da geschah es ihm, daß der Tränenschleier um die Gestalt des fernen Freundes und Nebenbuhlers eine Gloriole wob, vor der er erschrocken zurückwich. Mit beiden Fäusten schlug er auf seine geblendeten Augen. Wie ein Rasender hob er die Arme zum Kampf. Unsichtbare Schwerter kreuzten sich. — — —

Aber plötzlich brach er in sich zusammen. Er sank in den Stuhl vor seinem Schreibtisch und verbarg das Gesicht in seinen Armen. —

Wieder ertönte von oben ein Schrei, furchtbarer, langgezogener als der erste. Schlosser stürzte aus dem Zimmer, die Treppe empor, den Gang entlang. Er legt das Ohr an Cornelias Tür. Er lauscht lange. Es ist ganz still drinnen. Dann vernimmt er ein dünnes Schreien. Endlich tritt eine Frau aus dem Zimmer und sagt mit gedämpfter Stimme: „Ein Mädchen".

Drei Wochen sind seit dieser Nacht vergangen. Ein strahlender Juninorgen schüttet ungesehen seinen Segen über das Tal. Cornelia liegt still und bleich in den Kissen. Sie weiß: sie hat die letzte Kraft ihres Lebens hingegeben an das kleine Wesen, das sie seit der Stunde seiner Geburt nur noch in Augenblicken gesehen hat, das an einer fremden Brust trinkt und dessen lebendige Lebenslaute von ihrem verdunkelten Zimmer ferngehalten werden.

Cornelia ist sehr schwach; aber sie ist sehr wach — wacher als je. Was war es? denkt sie — dies Leben? Warum konnte ich es nicht leben? Warum konnte ich dem Mann an meiner Seite nicht mehr sein? Warum konnte ich nicht zu seinem Gott beten? Warum konnte ich seine Umarmungen nicht ertragen? — Warum ist es, daß das Leben mich verstoßen hat und mir überall zur Fremde wurde?

Cornelia, die sich so dicht am Rande eines anderen Lebens fühlt, daß sie seine fremde Luft schon zu atmen glaubt, stellt sich nicht die Frage der Schuld. Sie fragt sich nicht: Was habe ich getan? oder: Was ist in mir gewesen, daß ich das nicht konnte, was ich wollte und auf mich genommen hatte? Dafür ist in ihrer Seele kein Raum. Sie weiß nur: es war eine Macht über ihrem kurzen Leben, grausam und unerbittlich, an die sie keine Frage stellen kann und die an sie keine Frage stellt. Sie war ihr ausgeliefert.

Ihr Leben — grenzenloses Blühenwollen — konnte es nicht zu seiner eigenen Blüte bringen. Die große Dreibläue menschlichen Daseins: Glaube, Liebe, Hoffnung, wurde in ihr vor der Zeit — Knospe noch — von einer übermächtigen Sonne verbrannt. Der Glaube konnte nicht aufspringen in die volle göttliche Unendlichkeit. Die Hoffnung konnte nicht zur Hoffnung der Seele auf die eigene Erlösung aufblühen. — Die Liebe — es wird plötzlich dunkel und unruhig um Cornelia, als würfe ein vom Wind erregtes Licht flackernde Schatten — die Liebe? — Es war doch Liebe in mir: unendliche, sehnende, treibende Liebe. War auch sie immer nur Anfang, Traum, früh versengte Knospe, die nie aus sich hervortreten durfte?

Großes, undurchdringliches Antlitz, verbirg dich nicht vor der Sterbenden! Ich erkenne dich, die ich nie gekannt habe. Nicht süß und selig, überschwenglich strömendes Gefühl, wie ich dich wähnte — fremd, unheimlich, verhangen — ein strenger erbarmungsloser Dämon jetzt, wo ich dich von der Grenze meines Lebens her erblicke!

Von der Grenze! Wie weit ist auf einmal der Raum um sie her! Die Wände des Zimmers scheinen zu weichen. Und mit ihnen weicht etwas Dunkles, Buntes langsam zurück — als wären diese Wände mit vielen verworrenen Figuren bemalt gewesen, durch die ihr Auge nicht hindurchzudringen vermochte in das Leben. Nun plötzlich ist ihr der Blick freigegeben — frei in eine Wahrheit, in der ihr Leben wie unter einem klaren gläsernen Himmel unverrückbar liegt.

Cornelia sieht mit blinden Augen in die Ferne. Welche kleinen Füße waren es, die an ihre Wiege stießen, wenn sie weinte? — welche kleinen Hände, die ihr, kaum über den Rand der Wiege reichend, zärtlich und unbehofften das ahnungslose Köpfchen streichelten? Legte nicht damals schon das Schicksal Hand an sie? War nicht die Wiege selbst, die kaum mehr als ein Jahr vorher ein anderes Leben beherbergt hatte, ihr ganzes Schicksal? Trat nicht von Anbeginn ihres Daseins dies Leben für sie vor das All, vor die Menschen, vor Gott und löschte all dies als Gegenüber ihres eigenen Lebens aus?

Dies stand als Gesetz in den Sternen geschrieben.

Ihr Leben war nichts anderes als sein Vollzug.

Wolfgang! Ich war nicht schön, ich war nur verbrannt von der Sehnsucht nach Schönheit. Wäre ich schön gewesen — ich hätte vielleicht leben können. Es sollte nicht sein. Du warst schön — schön wie die Feuergarbe, die aus einem brennenden Hause steigt und niederrauscht auf die enge nächtliche Straße, in der die Menschen sich drängen. Auch ich bin unter ihnen. Aber damals stand ich neben Dir und hielt Deine Hand und fühlte die Wunden des brennenden Regens nicht. Ich war still und kühl. Wir gingen gut im Schritt — zuweilen ich sogar ein kleines Stück voraus. Ich war geborgen. Geborgen in Deinem Leben, aus dem Dein und mein Gesetz mich unerbittlich verstieß. Nur am Anfang war es eines — beide Bahnen unlösbar ineinander verflicht! — Vater und Mutter — wie schattenhaft sind sie geworden — weit, weit weg! Und waren sie denn jemals wirklich da? Waren wir zwei nicht immer allein? Der Vater quälte mich mit Lernen; ich mühte mich gehorsam um die schweren gleichgültigen Dinge. An Deiner Hand flog ich wie durch ein offenes Tor in die fremdesten Sprachen hinein. Verstanden wir uns nicht in jeder durch eine Sprache mehr? — Und die Geheimsprache, die wir uns einmal gezimmert hatten, die niemand außer uns verstand! In ihr wohnten wir zwei allein wie in einem Haus. Selbst die Eltern konnten nicht hinein.

Und die langen Jahre, wo Du von mir fern warst — leben wir nicht zusammen weiter? Lange, lange schon warst Du von Hause fort, als Du mir schriebst, Du würdest ein Mädchen finden, das mich ersetzen könnte.

Und als Du den Götz schriebst! Ich, ich allein durfte ihn lesen — den ersten, wilden, hingewühlten Entwurf — Stück für Stück. Damals war es: da sah ich Dich als ein Gestirn aus Dir heraustreten und Deine strenge, unerbittliche Bahn ziehen.

Unberührbar war für mich von da an Dein Werk. Wie habe ich Deine ersten Dichtungen gehütet! Kein fremder Blick durfte in sie eindringen, niemand Deine erst begonnene Bahn stören. —

Und weißt Du noch, wie ich Dich in Deiner schweren Krankheit pflegte und Dich zu erheitern — ich, die schwerlebige Cornelia — zu Deinem Staunen zum Possenreißer wurde? Bei aller Angst um Dich — wie war ich damals glücklich! Immer, immer um Dich! — Und als Du wieder gesund warst, noch zart aber gesund — und so, als hättest Du keine Kraft in Deiner Krankheit verbraucht: all die heiteren Gesellschaften — die Ausflüge, die Spiele, die schönen, schönen Kleider! Was war es im Grunde? Es war Jugend — die Jugend mit Dir! Ich warf mich ganz in diesen silbernen Schaum; ich schwärmte, war empfindsam; ich hatte Freundinnen, Freunde; ich war verliebt. Was ist von all dem geblieben? Von all den Empfindungen — wieviel Wahrheit? Von all den Menschen — wieviel Wirklichkeit? Ein glänzender Schleier, Deinem Bild übergeworfen. All jene Menschen waren Schemen, durchsichtiges Gewebe. Die einzige Wirklichkeit in meinem Leben warst Du.

Und welche qualvolle Angst mich immer faßte, wenn Du Gäste hattest, ich könnte Deinen Freunden mißfallen! — Wie ich zehn-, zwanzigmal die Treppe hinab- und wieder hinauflief und nicht wagte hereinzukommen — blaß und rot und ganz nah an einer Ohnmacht, wenn ich es am Ende doch mußte! Ich kann die Furcht noch jetzt im Halse spüren. Und dann setzte ich mich abseits vom Licht in eine dunkle Ecke, damit sie mich nicht sähen. Ich hätte strahlen sollen wie eine Sonne als Deine Schwester.

Aber welch übermäßiges Glück, wenn ich dann doch gefiel! Jeden hätte ich lieben können, der in mir Deine Schwester fand. Mein armes unschönes Gesicht — dem Deinen ähnlich wie ein zerdrückter weißer Schmetterling dem samten leuchtenden Riesenfalter, der über ihn hinwegfliegt ins Licht! Wie deutlich ich es sehe — wie aus der eigenen Bahn herausgeworfen: die allzu hohe Stirn, die große strenge Nase, den allzu kleinen Mund, das schlichtern zurückweichende Kinn. Aber Deine Augen blicken mich aus meinem Gesicht an. — Deine Augen? Arme Geschwister! Ihre Lider sinken wie ein Vorhang herab; sie haben nur eine kurze Morgenstunde geleuchtet.

Aber dies Gesicht, das ich immer zu verhüllen strebte — Du mußt es doch geliebt haben, weil es das Schwesterantlitz war. Einmal — mehr als einmal hast Du es gezeichnet. Es war wie eine Liebkosung, wenn Dein Stift meinen Zügen nachging.

Und welche Liebkosung hätte ich fühlen können nach dieser? Was waren die brennendsten Umarmungen und Küsse, was waren Ströme fremder Leidenschaft gegen das unhörbare Gleiten Deines Stifts über das Papier, auf das Du meine Züge bannteß? Jetzt erst vernehme ich es; damals blieb es mir stumm.

Sie lauscht. Wie seltsam klar dies leise Gleiten aus der Vergangenheit sich löst, als schriebe die Hand neben ihr in den Zügen ihres Gesichtes die Züge ihres Schicksals. Wie konnte es anders sein? Trug dieser Rhythmus nicht in alles Leben sich unverwischbar ein? — Wolfgang! Ich trotzte nach Leidenschaft und schrak vor ihr zurück. Ich hatte Dich in ihrem Sturm gesehen — den brausenden Schwan, der alle Tropfen von seinem Gefieder schüttelnd auf dem gestörten Spiegel weit und weiter gleitet und die sturmgepeitschten Wogen, die ihn tragen, durch sein Ziehen selbst in immer strengere, unaussprechlich klare Kreise wandelt, — bis alle Wut der Elemente wieder Stille ist und Majestät.

Wozu noch ein eigenes Leben leben neben dem Deinen? Du warst das Ganze. Mich vor Dir retten, fern von Dir ein Leben aufbauen, da Deines mir entglitt — es mußte scheitern. Es war kein Baugrund mehr da. Die Kraft zur Liebesumarmung selbst hat das Leben mit Dir aus meinem Mark gesogen. Liebe, die nachträglich, körperlich schaffen will, was mir als Einheit mit dem eigenen Blut und Geist aus der Quelle selbst strömte, — wie konnte sie mir anderes als ein Grauen sein?

Der Mann an meiner Seite war gut — er war vielleicht groß. Was konnte es mir helfen, da ich zu spät begriff, daß ich ohne dich hinsiechen und welken mußte, wie das Kind im Märchen hinwelkt, nachdem der gekrönte Geist, der als freundliche Unke mit ihm aus einem Teller gespeist hat, aus seinem Leben entschwunden ist? — —

Nur eins bleibt dunkel. Warum mußte ich Mutter werden? Schauerliches Geheimnis der Natur, die gegen meine eigene Kraft meinem sinkenden Leben das neue entrissen hat! Wozu einen Tropfen des Blutes weitertragen, das neben mir als voller Strom hineinrauscht in die Unsterblichkeit?

Der große Strom — schön wär' es, seinen Windungen von fern nur mit dem Blick zu folgen! — Mir ist versagt, auf Dich zu warten, Wolfgang. Du mußt ein langes gewaltiges Leben leben, die Unendlichkeit Deines Daseins auszufalten in die Zeit. Und Du wirst viele Schwestern finden und vielen Frauen ans Herz sinken, und ein Zaubermantel gelebter und gesungener Liebe wird aus Deinen Händen sich ausbreiten über die Welt. — Ich aber finde keinen Bruder mehr.

Armer Lenz! Verzerrter Schatten des Einen, der mir alles gab, was das Schicksal für mich bestimmt hat: — alles bis zum Rande! Der mein Leben wie einen Becher ausgetrunken und meine Liebe wie ein zartes Reis geknickt hat — wie könnte Deine Leidenschaft mir helfen, mich heilen? Auch Du mußt den Schicksalsweg der an ihn Gebundenen gehen bis ans dunkle Ende. —

Aber alles Leben, das in ihm unterging wird als Duft und Flamme von seinem Altar wehen, wird durch ihn verwandelt als schwindelndes Opfer emporsteigen. Auch das meine, Wolfgang! Ich weiß es: in der Frühe Deines Lebens hast Du in Dir die Schwestergestalt empfangen durch die, die als Frau nichts war, aber als Schwester alles. —

Cornelia schließt die Augen. Eine heitere Gesellschaft — weißhaarige Rosengesichter, flatternde Bänder, klingendes Spiel — zieht an ihrem Lager vorbei. Ein wohlbekannter Jüngling mit mächtigen Augen im ernst lächelnden Antlitz reicht ihr die Hand und geht unter. — Bin ich schon drüben? Nein, es sind irdische Gestalten — auch er, der Lichte, dunkel noch, noch schwer von Erde. Ihn wiedersehen in einer anderen Welt? Wie könnte es sein? Wenn er nach einem mächtigen Erdenleben groß wie eine Sonne über die ewigen Berge heraufsteigt, um die Landschaft des Jenseits zu erleuchten — in welcher Gestalt sollte meine Seele ihm nahen? Sie hat ja nicht einmal für diese kurze Wanderung ausgereicht. Sie ist hier schon erstorben. Das Fünkleln ist in der großen Sonne untergegangen.

Cornelias tief erloschenes Antlitz sinkt zurück. Ein langer schwerer Atemzug. — „Doch! — und ein Flügelpaar faltet sich los." —

Von Büchern

Guido Looser: Die Würde.

Verlag Huber & Co., Frauenfeld/Leipzig.

Man tritt in dieses Buch wie in ein Zimmer, das im Stil der modernen Sachlichkeit eingerichtet wurde. Alles ist wohltuend einfach — vielleicht ein wenig nüchtern. Aber man möchte viele junge Menschen da hinein führen; denn was hier erzählt wird von dem schlichten Leben eines jungen Malers, ist echt und frei von der üblichen Romantik der Künstlerromane. Wie eine Naturgewalt bricht der Drang zum Malen in dem Anstreichergesellen Karl Hauser durch und bringt ihn zum naiven Lebensgenuß, aber auch in die Qualen aller Gestaltung, in die Zweifel am eigenen Können und am Lebenssinn. Mit schlafwandlerischer Sicherheit läßt er sich von seiner innern Stimme in die Bergwelt und nach Rom und Paris zu den alten Meistern führen. Von diesen Großen empfängt seine Kunst, das Gesetz und sein Leben die Würde. Denn er ist ein Künstler, der wie ein Liebender Tintorettos Farbengeheimnis umwirbt und in der Sixtina an Leib und Seele erzittert.

Der Roman reißt uns nicht hin; aber er hält uns fest. Er muß wohl mehr aus einem stillen Beschauen als aus einem heißen Erleben geboren sein. Der Verfasser scheint seinen Leser gleichsam sachte bei der Hand zu nehmen und vor seinen Malerfreund zu führen, um diesen gütevoll und nachdenklich zu betrachten. Auf den tiefen, reinen Grundton einer Männerfreundschaft ist ja alles Erzählte abgestimmt. Aus den Freundesgesprächen fallen in die eintönigeren Schilderungen wie Glockenschläge die naturnahen Worte des Malers. Wenn wir in sie hineinhorchen, wissen wir, daß es noch junge Künstler gibt, die in einem göttlichen Zusammenhang leben und schaffen — als ganze Menschen.

E. G.

Rudolf Kuhn: Die Jostensippe.

Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig

Dieser autobiographische Roman eines jungen Schweizerdichters springt den Leser mit der unwiderstehlichen Erlebniswucht des Erstlings an. Als echt notwendig gibt sich die leidenschaftliche Auseinandersetzung des Verfassers mit den Kräften des väterlichen und mütterlichen Erbes, auch mit dem Wirken der Kirche, ganz allgemein, mit den Mächten der Zeit und des Landes. Das Ringen des Bauernjungen um sein Künstlertum kreuzt sich mit dem Kampf der bäuerlichen Selbständigkeit gegen die hereinbrechende Industrie, den sein Vater auszufechten hat. Feinhörig und wach vernimmt er als Knabe im Umgang mit den Kameraden des Dorfes wie als Student unter den Großstadtmenschen die Stimmen der Nachkriegszeit, erhorcht aus dem eigenen Blut Leben und Trieb der Vorfahren. Ueberall ist der Mensch gegeben in seinem Zusammenhang — nicht nur verbunden mit der menschlichen Umwelt, auch eingewoben in das Leben der Tiere und der Berge: Da erlebt man einen Adler, einen Stier nicht als blasses Symbol, sondern unmittelbar als Stück der eigenen Seele, — und aus den Bergen stürzt im Lawinentrachen und im Föhnsturm ein Unnennbares, das Andacht und Gebet erzwingt. — Ein Bauer erzählt. Lautlose Gebärden läßt er zu uns reden, und das stillbedachte Tun der Landleute. Es gibt Augenblicke da uns sein Schweigen zuinnerst anrührt. Nur ab und zu schaut unter der strengen Knappheit die eingedämmte Fülle hervor und verrät, daß hier in jahrelangem Ringen ein zäher Stoff mühsam umgeknetet worden ist. Auch im Aufbau des Romans, in dem eine Anzahl von Episoden und Begegnungen in gar zu loser Verknüpfung mit dem erzählenden Helden auf- und niedertauchen, zeigt sich eine gewisse Ungewohntheit des Gestaltens. Die egozentrische Erzählungsweise beleuchtet die Personen nur vom Helden aus, einzig den Gestalten der Eltern läßt sie ein geheimnisvolles Eigenleben. So hatten an dem Werk die charakteristischen Schwächen des Erstlings — doch auch dessen Vorzüge. Frei von literarischen Rücksichten gibt es sich noch unwittert von leidenschaftlichem Erleben. Seine Atmosphäre ist das Große. Eigentlich ist es immer Vorfrühling in diesem Buch, obgleich sich seine Handlung durch alle Jahreszeiten bewegt. Daß wir das Eisbrechen des Bergsees hören, die offene Erde riechen unten im Glarnertal und das Geheimnis spüren um den Trudy der 14jährigen Mädchen und Knaben, die durch das Tal wandern, das ist die Wundertat eines Dichters, der uns auch seine Sommer-, Herbst- und Winterwerke schenken wird.

E. G.

Johannes Ninck: Anna Schlatter und ihre Kinder.

Verlag Gustav Schloeßmann, Leipzig und Hamburg.

Die Ninckche Biographie ist nicht die erste dieser bedeutenden Frau, aber die früheren waren ein bißchen vergessen und es ist gut, daß hier einer diesen Lebenslauf wieder in Erinnerung ruft, denn Anna Schlatter ist eine Frau, von der auch die gegenwärtige Generation noch lernen kann. Und Ninck hat nicht nur ihren Lebenslauf geschildert, sondern berichtet uns im zweiten Teil des Buches auch von den Schicksalen ihrer Kinder und Kindeskinder, deren es heute mit den zugeheirateten fast 800 sind, von denen er mit Stolz sagen kann, daß sie alle tüchtige Leute seien.

Die Mütter sind das Schicksal ihrer Söhne, sagt Ninck und zeichnet vor allem Anna als treue, besorgte, weise Mutter, deren tiefe Frömmigkeit die Kinder entscheidend beeinflußt, auch wenn sie zeitweise andere Wege gehen, als die Mutter es für richtig hält. Daneben hören wir aber auch von Anna Schlatters Freundschaften mit prominenten protestantischen und katholischen Männern, wie J. C. Lavater, Heinrich Jung-Stilling, Bischof Sailer, Martin Boos, Johannes Goßner und andern. Ein besonderes Kapitel ist den deutschen Reisen gewidmet, die Anna zu wiederholten Malen unternahm, um alte und neue deutsche Freunde zu besuchen.

Verhältnismäßig früh starb sie. Ihre Nachkommen sind zum Teil berühmte Männer und Frauen geworden. Alle sehen mit Ehrfurcht zu der Ahnfrau auf, deren Segen so sichtbar auf ihnen ruht.

E. Z.

Marie Anne Calame, eine Pionierin und Wohltäterin.

Es war vor 35 Jahren. Wir waren in Neuenburg in der Pension, als unsere Pensionsmutter uns eines Tages erzählte, das Asile des Billodes sei niedergebrannt und viele Waisen und arme Kinder seien dadurch obdachlos geworden. Uns sagte der Name nicht allzuviel, aber unsere Vorsteherin wußte uns viel zu sagen von diesem Asyl, das leider sonst in weitern Kreisen nicht allzubekannt ist, wie ich konstatieren konnte in letzter Zeit nach Erscheinen des Buches von Marguerite Evard, Marie Anne Calame, fondatrice de l'Asile des Billodes. D'après ses lettres inédites, celles d'amies et des témoignages de divers contemporains, éditions Oderbolz Le Locle. Marguerite Evard hat das Buch zum 100. Todestag von Marie Anne Calame geschrieben.

Wir müssen gleich zu Beginn sagen, daß das Buch keine leichte Lektüre bildet. Man muß sich ordentlich durchlesen. Wenn dennoch schon 1600 Exemplare verkauft wurden, so zeigt das, daß wirklich, wie es einmal heißt, Marie Anne Calame es verstanden hat, die Herzen der Neuenburger und der Locler brennen zu machen und daß sie heute noch brennen.

Wer war denn diese merkwürdige Frau? Sie war eine aus einer kultivierten Gravenrfamilie stammende Materin, deren Werke heute noch von ihrer Künstlerschaft zeugen. Aber sie war mehr als das, sie war eine Philantropin. Die Wohltätigkeit lag ihr sozusagen in Fleisch und Blut, da die Familie seit mehreren Generationen den Armenfonds verwaltete. Aber Marie Anne Calame schlug dabei neue Wege ein, geleitet von einem großen Mitleid für die armen Kinder vor allem, die sie sammelte und aus ihrer Umgebung wegnahm, um sie zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Es ist eine wahrhaft erhaunliche Tat, die sie leistete, Pionierarbeit, denn damals dachte man noch nicht an Anstalten, wie wir sie heute haben.

Aus kleinsten Anfängen entstand unter ihrer genialen Leitung ein Asyl für Mädchen, in welchem sie auf das Beste erzogen wurden, nicht nur in den Schulfächern, sondern auch im Haushalt. Sie selbst stand diesem Asyl, sowie einem Knabenwaisenhaus, das ein Herr gegründet hatte, vor, wohnte aber nicht im Asyl selbst, sondern nahm Pensionäre in ihr Haus auf, mit deren Kostgeld sie die Asyle teilweise unterhielt, da die aufgenommenen Kinder natürlich nur wenig, oft gar nichts zahlen konnten. Sie nahm auch diese Töchter aus vornehmen Familien mit in die Asyle, ließ sie dort Stunden geben und nehmen und mit im Chore singen, sie war auch darin ihrer Zeit weit voraus, wie sie auch die Arbeitsschule zu einer Zeit gründete, da man sonst weit davon entfernt war, solche zu schaffen. Ihre Kinder wurden auch in hygienischer Weise weit besser gehalten als viele andere.

Selbstverständlich ist in dem Buche viel von der Finanzierung des Werkes die Rede, denn diese war keine Kleinigkeit. Marie Annes Werk war ganz

aus dem Glauben und auf Glauben gegründet, sie schrieb einmal an einen Bekannten: „Ich habe nur Gott den Herrn als Bankier, zu ihm schicke ich alle meine Gläubiger.“

Alles, was Marie Anne tat, geschah aus religiöser Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung führte sie zum Pietismus und zur Mystik. Was ihr Verfolgung eintrug, die Gasseninsen schrien ihr nach, man flüsterte, sie leugne Gott, um nur Jesum Christum zu verehren. Und eines Tages rief der Pfarrer, der sie getauft und konfirmiert hatte, ihr von der Kanzel aus zu: Marie Anne Calame, gehen Sie hinaus, Sie ging und betrat die Kirche nicht mehr, schickte aber die Kinder regelmäßig hin. Das Buch spricht sehr ausführlich von diesen religiösen Kämpfen, die zu einer wirklichen Verfolgung der edlen Frau führten, von der ein katholischer Priester sagte: die katholische Kirche hätte sie zur Seligen und Heiligen gemacht nach dem Triumph ihrer Exkommunikation, in der Kirche und ihrer Verfolgung.

Charakteristisch wie ihr Leben ist auch ihr Sterben. Sie hatte bestimmt, sie wolle ohne jeden Zeremonienapparat, wie die Armen beerdigt werden, im nackten Sarg, ohne das Tuch, mit dem man die Särge der besseren Leute bedeckte. Sie starb nach ganz kurzer Krankheit, und ließ ihre Familie von ca. 320 Kindern in großer Trauer, ja fast verzweifelt zurück. In derselben Kirche, aus der sie einst hinausgewiesen worden war, ließ ihr Pfarrer Andrié nun volle Gerechtigkeit widerfahren.

Seither sind hundert Jahre vergangen. Die Locler haben das Erbe von Marie Anne Calame treulich verwaltet, trotz mancherlei Krisen eristieren die Asyle noch. Eine Straße in Locle heißt Marie Anne Calame-Straße. Marie Anne verstand es, eine Flamme zu entzünden in den Herzen der Neuenburger und Locler und diese Flamme brennt heute noch und sie wärmt und sie leuchtet den armen Kindern. E. Z.

Hurra, wir säen und ernten.

Von Beate Bahn.

Ein Gartenbuch für Kinder.*

Wir lieben die alten Wetter- und Monatssprüche, Denkmäler jahrhundertlanger täglicher Beobachtungen; einfachstes und wichtigstes Wissen, denn an ihm hing mit Saat und Ernte die Erhaltung des Lebens. Und nun stehen diese Sprüche als Merksätze in einem Gartenbuch für Kinder, wohl dem ersten, das es überhaupt gibt, jeden Arbeitsmonat begleitend.

Heutiger Gartenbau jedoch darf sich everbtem Wissen und menschlicher Beobachtung nicht mehr so harmlos überlassen, hind doch nur allzuviele komplizierte theoretische Kenntnisse vonnöten, um selbst dem bescheidensten Gärtchen einen lohnenden Ertrag zu sichern, und ohne sie wäre kindlicher Gartenbau bloße Spielerei. Dies Gartenbuch aber nimmt Kind und Garten ernst — eben deshalb ist es so kindlich —: Erde und ihre Gesetze, Pflanze und ihre Bedürfnisse sind ehrfürchtige Dinge, und keinerlei Erkenntnis, die ihnen dienen könnte, darf außer acht gelassen werden.

So finden wir denn auch die lange moderne Liste über Saatgut, Keimkraft und Erntemenge hier genau so wissenschaftlich erakt wie in jedem Gartenwerk für Erwachsene. Und doch nicht genau so! Hier nämlich hat diese Liste gar nichts von kalter abstrakter Statistik, sie ist so abgefaßt, daß jedes Kind, das sie liest, gleich danach arbeiten kann, und mehr als dies, daß es mitten im bloßen Lernen von Tatsachen auch stutzt und sinnt und fühlt und — bewundert. Schon sieht es die Sämereien vor sich, weiß sofort, wie lange es diese wunderbaren Stäubchen und Körnchen — so viele auf ein Gramm! — aufbewahren darf, und spürt ordentlich zwischen den Fingern, wie fein oder grob sie sind, aus denen dann die unbegreiflich große Menge Gemüse entstehen soll. Nebenbei gesagt, es sind die ersten wirklich praktischen Listen, die es bisher gibt, so daß es kaum lange dauern wird, bis sich ihre Methode auch die Anweisungen für Erwachsene und Fachleute erobern dürfte.)

Danach kommt der große Gartenplan, der die Grundregeln des Fruchtwechsels einprägt, an sich gar keine ganz leicht übersehbare und lernbare Sache, aber was ist hier aus ihr geworden? Das Einleuchtendste und Natürlichste von der Welt — und damit sind wir bei der besonderen Art und Kunst dieses Buches angelangt, durch die es begriffliches Wissen in lebendiges zu verwandeln versteht.

„Peters Hülsenfruchtland, Liesels Wurzelgemüseland, Lores Kohlland“ — ein jedes der drei Kinder, die wir bei ihren Hantierungen beobachten und denen der neue Garten, wenn sie ihn ausdauernd tätig auf unbebautem Boden zustandebringen, gehören soll, hat sein eignes Reich, das zugleich Reich je einer Pflanzengattung ist, die gleiche Bodenbeschaffenheit verlangt und ihren Standort in dreijährigem Turnus mit den anderen tauschen muß. So rücken die menschlich-kindliche und die sachliche Ordnung zwanglos zusammen, und fast scheint es, als brauchte man Kind und Gärtnerei nur so von Grund auf zu kennen, wie es die Verfasserin dieses Buches tut, um derart natürliche Verbindungen zu entdecken. Sie vergißt eben niemals, daß es im Garten und bei Kindern immer nur um Lebendiges geht. Zum Lebendigen aber gehört die Freude: „Die Tränen lassen nichts gelingen, Wer schaffen will muß fröhlich sein“ — und so finden wir denselben Gartenplan noch einmal vergnügt und bunt, weil nun jeder Beetstreifen statt der Aufschrift ein Bild der Frucht trägt, die man auf ihm ernten wird, so daß jetzt auch der ahnungsloseste kleine Leser, selbst das reine Stadtkind, auf einen Blick sieht, was zusammenpaßt, und daß es Gewächse anderen Wuchses und Wurzeln sind, die zum Kohl oder zur Rübe oder zur Erbse gehören. Und weil es sie in alle schon einmal geschmeckt hat, vergißt es sie nicht so bald. Auch erkennt es gewiß die verheißungsvolle kleine Allee aus Busch- und Stein- und Beerenobst, die den Hauptweg säumend zur Laube führt, um die sich der Blumenkreis zieht und von wo man den ganzen Garten überschaut — und sofort verspürt es, und niemand braucht es ihm erst zu sagen, daß Säen und Ernten nicht allein etwas Nützliches sind, sondern ein Leben.

Mit dem Garten leben — Bilder und Text verraten es auf Schritt und Tritt: wie im Tanztakt stampfen die Füße der Kinder, die den Samen festtreten und die Spaten einsetzen; im schärferen Gewitterlicht unter dem Regenbogen findet auch das spielende Händchen der kleinsten Schwester das falsche Unkrautgrün leicht heraus; zwischen den Sonnenblumen tafeln sie mit Gästen am Geburtstagstisch; oder die Mädchen tragen Dahlien und Schöngesicht heim und füllen die Vasen, bis schließlich alle am Erntedankfest den Zehnten der Frucht ins Krankenhaus spenden. Endlich aber, all die Gartenmühe und Freudigkeit ist ja nur ein Teil des gesamten Lebens dieser Kinder mit Eltern und Geschwistern, das anschaulich im Gang der Jahreszeiten an uns vorübergeführt wird. So erhält nicht nur die Darstellung etwas anregend Bewegtes, weil der ganze Gartenbau, genau so wie es ja in Wirklichkeit auch sein würde, durch und durch Tun und Vorgang ist — immer geschieht etwas und wird etwas unternommen — sondern darüber hinaus verschlingt er sich noch mit schlechterdings allem, was die Kinder erfahren, was sie bildet: mit der praktischen Handreichung des Augenblicks, mit Wunsch und Fest, und mit Sage, Märchen und Geschichte beim abendlichen Gespräch, das sich in Worten des Vaters manchmal bis zu schlichter Sinndeutung kosmischen Werdens und Seins erhebt.

So kommt der Garten den Kindern ganz nahe, aber auch das sagt noch nicht genug: er rückt ihnen geradezu auf den Leib, oder besser, wird ihnen „auf den Leib geschrieben“. Im Anhang, in Peters Merkbuch steht es: unser Meßgerät, das womit wir unseren Garten in Beet und Weg teilen und unsere Pflänzchen in den ihnen behagenden Abständen in die Erde senken, nehmen wir am besten von uns selbst, von unserem eigenen Körper, jeder von dem seinen, je nach Alter und Größe: vom kleinen Finger, vom Mittelfinger, vom Mittelfinger zum Ellenbogen, vom Fuß und vom Schuh. Ein freundliches Sinnbild dafür, wie tote Zahl „leibhaftig“ werden kann, und wie damit unmittelbar — und sei es an noch so bescheidener Stelle — Urzeit und unser spätes Heute sich wieder zu einander zu finden vermögen.

Jedes Kind wird sich freuen und wahrscheinlich lachen, wenn es von seinem immer gegenwärtigen bequemen Meßgerät liest. Ein kindliches, ein heiteres, ja ein lustiges Buch! Und doch ist's kein Zufall, daß man immerfich in tiefere Zusammenhänge geführt wird, wenn man davon erzählt. Das wahrhaft Einfache hat eben unversehte Wurzeln, die es dem größeren und höheren Dasein, dem es zugehört, so sicher verknüpfen, wie jede Pflanze des Gartens dem weiten Erdreich und Himmel und Kräften von Licht und Luft und Dunkel verbunden ist, und wer noch einfach richtig zu sehen versteht, wird in jeder Einzelheit, die er schildert, solche Verwurzelung spüren lassen.

Mit der Erzählung vom Garten Eden beginnt das Buch vom Säen und Ernten und schließt mit ihm: unter seinem Zeichen steht es — unromantisch und unsehnsüchtig, mit dem tapferen Wissen darum, daß wir uns unser Paradies selber und daß wir es durch Arbeit wieder schaffen müssen — aber das mindert die helle Weise nicht, die über Weg und Ziel und über dem Jubel liegt, der den errungenen unverlierbaren Garten begrüßt.

Ein Gartenbuch für Kinder — wir sind dankbar, daß es auch Erwachsenen so viel Wissen um Garten und Kind zu geben hat. Die Kinder aber wird es nicht loslassen, und viele von ihnen werden sicher nicht ruhn, bis sie sich ihr eignes Gärtchen pflanzen dürfen. Jedes aber wird mehr daraus mit sich nehmen als es jetzt noch ahnen kann, nämlich wirklich etwas von dem alten Paradies, wo Tag und Stunde noch nicht verarmt waren und Dinge und Weisen noch gleiche Sprache mit dem Menschen hatten, weil derselbe große und göttliche Atem sie alle durchdrang. Gertrud Kantorowicz.

Wilhelm Hausensteins Aufzeichnungen über Paris, Rom, Griechenland und antike Frauenbilder.

Von A. S. Albrecht.

„aber eine Stadt besteht aus scheinbaren Kleinigkeiten. Doch der Mensch darf den Teil fürs Ganze sehen, und das Gesamte erkennt er an der Einzelheit.“

(Wilhelm Hausenstein.)

„beide, Freiheit und Ordnung, finden hier vielmehr ihr Gleichgewicht in der wirklichsten, positivsten Form, die sich denken läßt — im großen, beherrschten und beherrschenden Formgefüge.“

(Hausenstein über die Akropolis.)

Wilhelm Hausenstein hat als schauender Künstler und künstlerisch-Schauender uns in seinem früher erschienenen Buch „Europäische Hauptstädte“* jene reich-umfassenden Bilder von Paris, Rom, Berlin, Wien, Prag, Brüssel und Amsterdam geschenkt. Es sind wahre Geschenke eines literarisch außerordentlich Begabten, denn mit welchem Genuß vertieft man sich in die erkenntnisreichen Schönheiten dieser Sprache. Wenn man, selbst bei wiederholten Aufenthalten in Paris, in Rom, Gelegenheit finden konnte, jenen verborgeneren künstlerischen Schätzen nachzugehen, auf verschlungenen Wegen, in Kirchen und Museen, — dann ist es, als ob man, — davon zurückgekehrt, und sich zurück-erinnernd, — in den Aufzeichnungen Hausensteins, — seinen „Pariser Notizen 1929“ und in seinem „Römischen Tagebuch“ (Okt. 1929) eine beglückend-ganzpersönliche Begegnung mit eben diesen geschauten Städten wieder erlebte. —

Wie hat man die Masse nüchtern-konventioneller Reise- und Städtebeschreibungen satt, die auf den Büchermarkt gelangen. Hausenstein schlägt darein eine Bresche, überragt sie in meisterlicher Art. Hier schreibt ein schöpferischer Künstler, schreibt für Künstler und für künstlerisch-Empfindende, künstlerisch-Schauende. In seiner Ausdrucksweise verhehlt sich nicht jene heimliche Verliebtheit in die künstlerischen Schönheiten überhaupt, in welcher Form und Vielgestaltigkeit sie sich auch äußern, aber sie wird trotz ihrer leidenschaftlichen Intensität in Zucht, in gepflegt-maßvoller und differenzierter Sprache gehalten. Hausenstein sieht die Landschaften und Städte anderer Länder; mit ihnen verbinden sich seine Erinnerungen, von früher her, — aus der Jugendzeit noch, — aus Heimatlichem und Fremdem, — aus der Geschichte, — der Natur, — der Kunst. Er, dessen Auge so sehr an malerische Bilder gewöhnt ist, — glaubt er in diesem und jenem Landschaftsausschnitt nicht das Gemälde eines Malers zu erblicken? — Er sieht das landschaftliche Bild in individuellem Blick; er erkennt es aber auch als Ausdruck eines Typischen, eines Symbolhaften. Er geht von Kleinigkeiten abschlam, und Einzelheiten aus: von einem Stück Himmel, — einer Wiese, einer Baumgruppe, — von Häusern, — Winkeln, — einzelnen Straßen: sieht darin das ihnen Eigenartige, Eigentümliche, Einmalige. So breitet es sich ihm allmählich aus, geht in das ganze Bild über, — läßt durch die einzelnen Teile das Gesamte erkennen, und gibt so endlich der Stadt, — der Landschaft die ihnen gehörige Physiognomie, und ganz bestimmte atmosphärische Prägung.

Der vor allem malerisch-eingestellte Blick Hausensteins sieht die Farben, erkennt ihre suggestive Wirkungen, genießt ihre subtilsten Differenzierungen. Da ist das „unendliche Gemälde“ Paris: grau in grau, mit seinen unzähligen Schattierungen. Aus diesem Grau heraus treten erst nach und nach die Nüancen anderer Farben. Aber eben „was für ein Auge muß man bekommen, wenn man es übt, im Grauen das Farbige zu finden!“ Was für einen Sinn für die feinste Einzelheit und zugleich für die Totalität der Tönung muß damit gewonnen werden. — Wie weiß hier Hausenstein den Zauber dieser grauen Stimmungen, die die Stadt Paris durchziehen, heraufzubeschwören. Er hat fürwahr selbst in seiner Sprachform eine gallische Eleganz und Schmiegsamkeit, und wiederum fehlt es ihr nicht an traditioneller Beharrlichkeit und maßvoller Zucht, die er in Frankreich findet und bewundert (und die ihn sicherlich auch wieder in anderer Form, im Griechentum anzieht!). So wird denn auch noch heute in Paris das griechische Schauspiel in seiner „Einheit von Subsianz und Form“ zur Aufführung gebracht, — und kann, wie nirgends sonst, in seiner überlieferten Reinheit und Klarheit ohne Verletzung, — ohne Verzerrung seine Urgestalt verwirklichen. —

Aus demselben Jahre wie die „Pariser Notizen 1929“ stammt Hausensteins „Römisches Tagebuch“. Wie tritt hier das „Gegenwärtige und das Gefühl des Gegenwärtigen“ der ewigen Stadt hervor: ihr „Beharrend-Gleiches“ in der Sicherheit ihrer Katholizität. Rom weist nicht in die Zukunft, es lebt in der Vergangenheit und in der Gegenwart.

Wenn man mit Hausenstein die Wanderungen durch Rom unternimmt, dann geht man immer wieder den Weg des schauenden Künstlers und des künstlerisch-Schauenden, — absichtslos, — ziellos, und jedesmal im Anblick neuer Begegnungen, — bereicherndes Entdeckungen. Zu allem findet dieser Besucher Roms seine ganz individuellen Beziehungen, und weiß aus ihnen überpersönliche künstlerische und psychologische Formeln aufzubauen: aus den Fontänen der Stadt, — der römischen Rasse, — der trägen „Wassermasse des Tiber“, der „nach der Weise eines afrikanischen Stroms, so wenig spricht“ und „so schwer schweigt“: — aus den Gärten, aus denen „Monumente von Bäumen“ aufwachsen; aus Michelangelos religiös-problematischer Kunst: den abseitigen Kirchen, die hinter einfachster Front verborgene Schätze bergen; aus den antiken Skulpturen, in denen sich „jene wundervolle Mischung des Sinnlichen mit der Würde“ findet; der verführerischen Linienführung von Marmorstatuen, und endlich, — aus den aufleuchtenden Ueberraschungen von Farben und Formen auf Schritt und Tritt. — Das ist es, was Hausenstein, unabhängig von Ueberliefertem, selbst erlebt: daß „römisch“, „die dauernde Gegenwart des Ueberlieferten in die Wirklichkeit des Seienden“ ist.

Und wenden wir uns nun noch Hausenstein's jüngst erschienenen Hellas-Fahrten zu: „Das Land der Griechen“ (mit 33 Bildseiten).* Ueber Griechenland liegt für unsere Generation ein Fernes, Wirklichkeitsfremdes: es liegt auch über diesem Buch. Wohl hat Hausenstein, der „ergriffene Bewunderer griechischer Kunst“, wie er sich selbst nennt, — im „Prolog“ — dem künstlerischen „Spazierfahrt für die Daheimgebliebenen“, den er dem Maler griechischer Landschaften, Karl Rottmann widmet, — und mit den Betrachtungen über „antike Frauenbilder“, uns das Schönste und Wertvollste seines Griechenbuches geschenkt. Kann dem andächtigen und intensiven Betrachter von Rottmanns griechischen Landschafts-Gemälden (in der Neuen Pinakothek in München) sich eine wirkliche Hellasfahrt mit selbstschauter griechischer Landschaft zu solch einem künstlerisch-leidenschaftlichen Erlebnis steigern?

Auch bei Hausenstein scheint es uns nicht möglich. Sein „Prolog“ überragt den ganzen persönlichen Reisebericht. Konflikt des Künstlers, der nicht zu umgehen ist. Konflikt des künstlerisch-Schauenden, der im Werk eines Meisters sich jenem einzigen Genuß der Sinne und des Geistes hinaibt. — Der leidenschaftlich-intuitive Künstler Hausenstein sieht in den landschaftlichen Gemälden Rottmanns, der zugleich das Geologische, Geschichtliche, Malerisch-Romantische in seine Bilder zu legen gewußt, eine Zusammenfassung und Verwirklichung der griechischen Landschaft, der griechischen Weisenart überhaupt. So sind sie im Werk eines Meisters konzentriert, gesteigert, auf immer festgehalten.

Dagegen wirkt der Reisebericht Hausenstein's kühler, — ferner, — nüchterner. Diese Hellasfahrt hat nicht das Lebensfrühende, Farbensatte der Pariser- und Römischen-Tagebuchblätter. Obwohl die Farben bei Hausenstein niemals fehlen. Auch hier nicht: da sind die malerische Ruinenstadt Mistra, im Grau der Steine und „vom Rot der Ziegeldächer und Fugenziegel in einen leisen Brand gesetzt“ und überwuchert von einem gelb-strahlenden Blütenmeer: — Athen, „landgelb vor graulvioletten Gebirgsgrund“: — der athenische Markt mit seinem Ueberfluß an Farbe und Materie, der zugleich „Hölle und Pracht des Stoffs“ ist; und immer wieder das gegensätzliche Nebeneinander von Ruine und Blütenzauber, steinernem Zerfall und blühendem Leben, das eine anziehende, dekadente Schönheit auswirkt. Und da sind Hausensteins malerisch-schöne Beschreibungen der typisch-griechischen Landschaft: die klassische Stätte v. Olympia, deren „heroische Landschaft“ an die Bilder Poussin's erinnert, — die korinthische Gegend, mit ihrem Golf, dem sich klar-aufbauenden Gebirge, — einer „ruhig gewordenen Leidenschaft voll der Bedeutung und der Stille, erhaben und zart“, — im Einklang stehend von Naturschöpfung und Kunst; — und die wuchtige vorhomerische Königsburg von Mykenä (468 von Christus) unheimlich, unzerstörbar. —

Aber nun führt uns Hausenstein vor die weitstärkeren, die künstlerischen Offenbarungen, die er „ein wahres Drama des Gemüts“ nennt und die seinem „anschauenden Menschenleben die heftigste Anspannung zumuten“: die Akropolis, die in ihrem architektonischen Ausdruck zugleich ein „Alleräußerstes“ und ein „Abgemessenstes“ verwirklicht.

Allmählich erst kann sich das Auge von den Farbtönen der Säulen und des Gebälks, die sich in den zartesten Nuancen von Bernsteingelb, Rostrot und Rosa auswirken, in die eigentliche Form versenken, in die eigentlich Klassische, die in ihrer Einfachheit, ihrer Gesetzmäßigkeit, ihrem harmonischen Maß überwältigt. Da ist nicht Zerstückelung, nicht Spaltung; auch im übriggebliebenen Fragment von heute ist noch Fülle, — Sättigung, — ein Umschlossen-Ganzes. — Diesen Eindruck künstlerischer und ethischer Befriedigung eines Gänzlich-Aufgegangenen faßt Hausenstein in die Worte: „Diese Bauform ist reine These in des Wortes erster und letzter Bedeutung („tithenai“, heißt auffstellen). Es läßt sich nicht verschweigen:, auch das Metaphysische hat in dieser Erscheinung, in diesem wesenhaften Baubestand keine Stätte — aber es wird, o Rätsel, diesmal auch gar nicht vermißt! Das Unwahrscheinliche, ja hintennach ganz und gar Unfaßliche geschieht: in der Vollendung einer Baukunst vom edelsten physikalischen Genie wird das Metaphysische vergessen, — und dennoch fehlt es dieser Kunst nicht an einer Erhabenheit, die des Kultus und des Göttlichen würdig ist.“ —

Diese Worte finden noch eine Bereicherung in den schönen Bildbeigaben des Erechtheion, — des Apbaiatempels, mit dem lückig-südlichen Ausblick durch dorische Säulen aufs Meer, — des Parthenon, der Propyläen und des korinthischen Apollotempels, die eine ganze Welt künstlerischer Vorstellungsmöglichkeit dem schauenden Leser eröffnen. — Diese Denkmäler und Tempelbauten, Darstellungen und Realitäten des „leiblich-östlichen Griechen-Daseins“ in ihrer frischen, lebensvollen Wesenhaftigkeit, sind ein Symbol „ewig morgenblühenden Daseins.“

Neben der griechischen Architektur widmet Hausenstein eine besondere Betrachtung der antiken Skulptur von Frauengestalten. Und betrachten wir die beigegebene Abbildung der „Athene in Gedanken“, (Akropolis-Museum, Athen), — (die sich auch neben andern hervorragenden griechischen Frauenplastiken — in Jakob Burckhardts jüngst erschienenen illustrierten Aretzausgabe der „Kulturgeschichte Griechenlands“ vorfindet). In klassischer Einfachheit und Harmonie umfließen die langen, schmalen Falten den weiblichen, — ein wenig herb-sinnlichen Körper bis zu den länglich-feinen aristokratischen Füßen: das Haupt der Göttin trägt den Helm und ist sinnend an die Lanze gelehnt, — in würdevollem Ernst und fast schwermütiger Würde: im Ausdruck geistvoller Schönheit. Wie tritt gerade diese Frauengestalt aus klassischer Geschichte, lebendig und unsterblich in unsere Zeit hinein, so, wie sie Hausenstein erkennt: „wehrhaft, aber auch gedankenvoll, stark, widerständig an Leib und Seele, adlig an Körper und Geist: eine Göttin des Mutes, der Kühnheit, des Krieges und zugleich, mit Gemüt und niederblickendem Auge, so sehr eine „Pensierosa“, als wäre sie eine philosophische Muse; fast männlich im Gemüt und im Gedanken, jungfräulich unverliebt, zugleich aber auch eine wahre Frau.“

Und wieder schenkt Hausenstein einigen Bruchstücken antiker Frauenbilder im „Epilog“ seine besondere Aufmerksamkeit: dem Lapithenmädchen, kindend, mit leicht geneigtem Haupt, und anschmiegend-faltigem Gewand, das, als Raub eines Kentauren, zum symbolischen Ausdruck von Widerstand und Hingabe, dieser echtest-weiblichen Geste, wird; — dem Brustbild einer Lapithin (aus dem Fries mit dem Kampf zwischen Kentauren und Lapithen), in der Spannung höchster Angst; — dann einem vollkommen-schönen Brust-Fragment, und endlich einem Marmorrelief, Nike, in wundervoll lebendig-bewegter Gestaltung, die in der schmiegsamen Erregung der körperlichen Linien, des körperlichen Ausdrucks mit dem faltig-wallenden, umfließenden Gewand eine makellose Harmonie auslösen. —

Woher rührt unsere unwiderstehliche Anziehung zu den griechischen Bildwerken? Allein von der klassischen Auffassung eines künstlerischen Wunsch- und Idealbildes? Von dem Ausdruck einer vollkommenen Schönheits-Idee, Schönheits-Vorstellung?

Wilhelm Hausenstein gibt uns eine umfassende Antwort: Die griechische Kunst „bestätigt die Wirklichkeit in allem, was in ihr das Wirkliche ist“. Diese Schönheit antiker Frauenbilder ist nicht allein „die Schönheit einer Idee“, sondern „nicht minder auch die Schönheit des Wirklichen.“ „So sehr also spricht die Idealität der griechischen Kunst auch die Wirklichkeit des Lebens aus: noch dort, wo das Kunstwerk zertrümmert ist, lebt es so stark, so plastisch, so blutwarm und wirklich wie das tatsächliche Dasein selbst.“ —

---

* Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau.

* Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich-Leipzig.

* Societäts-Verlag, Frankfurt am Main 1934.

Sehr geehrte Hausfrau!

Zwieback wird heute noch nicht so geschätzt, wie es sein sollte. Man weiss nämlich oft nicht, wie man ihn essen soll. Meistens wird er so gegessen, wie er aus der Packung kommt. Mit Butter bestrichen ist er ein Leckerbissen, zu Tee eingenommen, regt er an und kräftigt. Zum Abendessen lassen sich mit Zwieback innert einer Minute herrliche Fruchtschnitten bereiten.

ZWIEBACK KLÄUI
La Chaux-de-Fonds

1 kg Postpaket gegen Nachnahme 4 Fr.
Probesendungen à 1 Fr. F17

Gesundheit bringt Lebensfreude!
Ob erholungsbedürftig nach Krankheit oder Operation, ob ferienbedürftig, Sie finden für kürzere oder längere Zeit in jeder Beziehung denkbar beste Unterkunft in komf. Privathause an hervorragend schöner und milder Lage der Ostschweiz. Anfragen unter Chiffre B 18 an die Administration des Schweiz. Frauenblatt.

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myrs“ Preis kleiner Topf Fr. 3.— gr. Topf Fr. 5.—. Zu bestehen durch die Apotheke Flora Glarus OF13010Z

Büchterfreunden empfiehlt sich
Wilh. Aug. Müller Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P 2812 Q

Helfen Sie uns,
das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm
neue Abonnenten
zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern des „Schweizer Frauenblatt“** an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift: